



Abrahams Opfer.

Eine Erzählung aus dem Burenkriege

von

Gustaf Janson.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von
Friedrich v. Känel.

(Fortsetzung.)

Der Major hatte sich nicht verrechnet, als er annahm, daß die Konfiskation der vergrabenen Kanonen Aufsehen erregen würde. Obgleich nicht ein Mensch sich zeigte, wußte er genau, daß der polternde Zug überall mit verwunderten und erschrockenen Blicken betrachtet wurde.

Die vielen Frauen und wenigen Männer in den verschlossenen Höfen fragten sich auch, was das bedeuten sollte? Und als es ihnen klar geworden war, daß die Kanonen ihren Landsleuten gehört hatten, da traten Thränen in ihre Augen, und schwere Seufzer arbeiteten sich aus der bekümmerten Brust hervor. Ein neues schweres Leid hatte sich zu den früheren gesellt, und Rüden, die sich in finsternem Trost gerade gestreckt hatten, krümmten sich wieder; war nun nicht alles unwiderruflich vorüber?

Aber schon am nächsten Tag verbreitete sich das Gerücht von Farm zu Farm, daß Verrat mit im Spiel sei. Ein Bur habe sein Land um Gold oder um seinen Hof zu retten, verkauft. Niemand wußte recht wer, und niemand konnte sich erklären, woher das schleichende Gerücht stammte. Es fand sich überall, hing in der Luft und machte die Herzen doppelt schwer. Wenn es sich bisher als beinahe unmöglich erwiesen hatte, des Feindes Herr zu werden, wie sollte es dann gehen, wenn sich sogar Verräter unter ihnen selber befanden? Das große Unglück war bereits zu schwer zu tragen, und unaufhörlich wurden neue Lasten auf die Schultern der Erliegenden geladen. Da kam ein neues Gerücht. Woher? ... Mit dem Wind; der Verräter sollte bestraft werden, hart und unerbittlich, denn für sein Verbrechen war keine Strafe groß genug, und daß niemand sonst als ein Bur das sorgfältig bewahrte Geheimnis verraten haben konnte, das wußten alle; sie mußten also unter ihren vorigen guten Freunden und treuen Nachbarn suchen.

Die drei Jungen Erasmus Flieds ritten einen ganzen Tag durch die Gemeinde und beriefen die Männer auf einen Platz zusammen, der hinreichend weit entfernt war, daß sie die Polizeitruppen nicht zu fürchten brauchten. Sie flogen alle Wege entlang, pochten an die verschlossenen Thüren, wurden eingelassen und richteten ihren Auftrag aus.

„Wer hat uns gerufen?“ fragten die Männer düster.

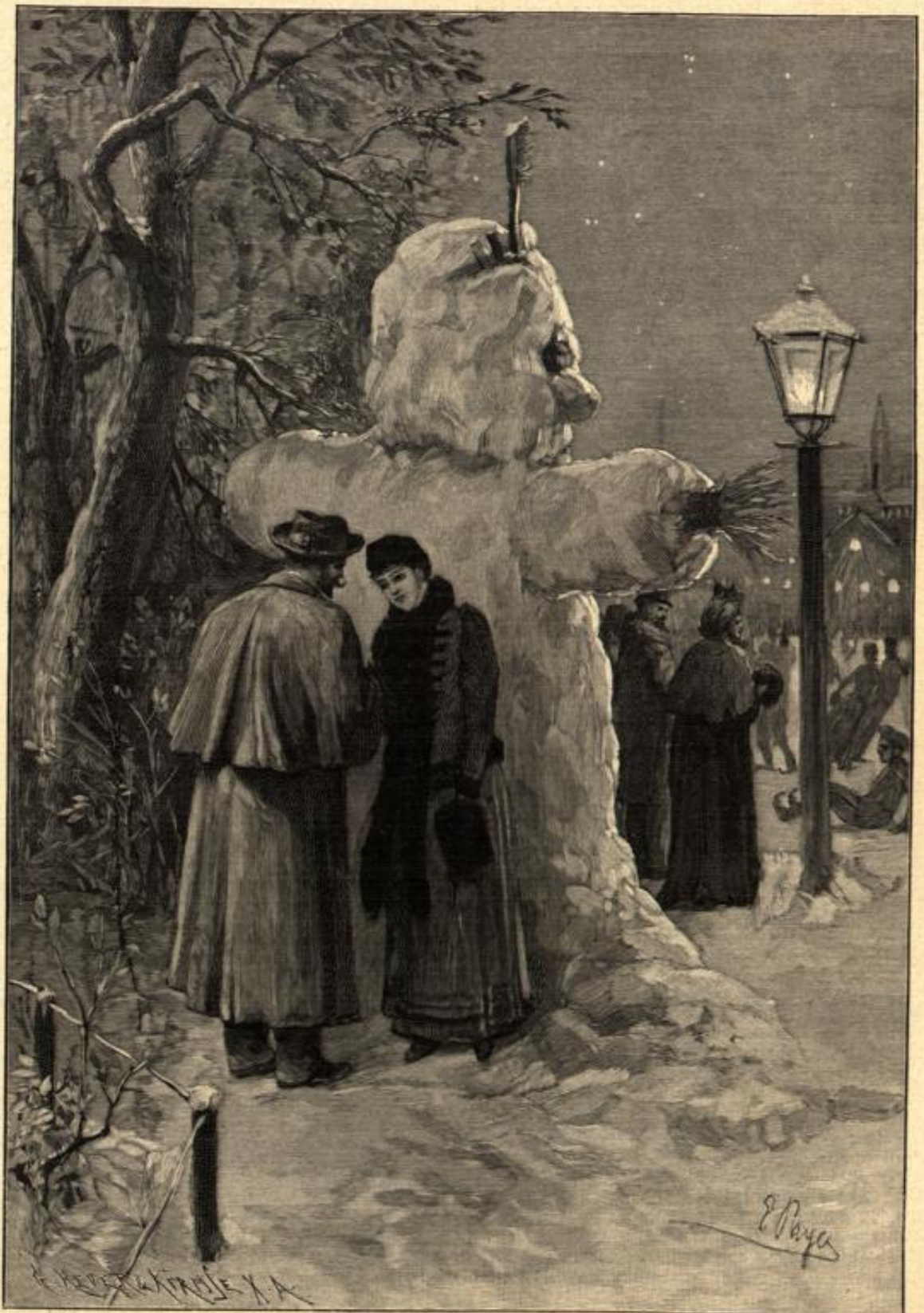
„Vater und Dom Zimmer.“

„Und Piet Müller, der zu den Ältesten der Gemeinde gehört, was sagt er?“

„Du wirst früh genug von ihm sprechen hören, Dom.“

Die Männer nickten, sie wollten an dem festgesetzten Tag kommen.

Die Jungen ritten weiter, jeder nach einer besonderen Richtung, der Distrikt war groß und die Höfe weit zerstreut. Auf seinem eiligen Ritt kam



Geborgen. Nach dem Gemälde von E. Payer.

David flic an Piet Müllers Wohnung vorüber, wo der Alte auf der Treppe stand und wartete; er kannte die Gemeinde und wußte, daß man etwas Besonderes vorbereitetete.

„Willst du nicht bleiben?“ fragte Müller, als David keine Lust dazu zeigte.

„Nein,“ antwortete der Junge kurz.

Bewundert über den feindseligen Ton sah der Alte den Knaben an und fragte schein:

„Was ist es, David?“

„Ich glaube es nicht, Dom, aber alle sagen, daß du es gethan habest.“

„Gethan... was gethan, David?“

Der Knabe richtete sich steif im Sattel auf.

„Ich darf es nicht sagen.“

„Mir, Piet Müller, auch nicht?“

„Nun, wenn du versprichst, es nicht weiter zu sagen, wer es dir mitgeteilt hat, Dom. Alle Männer,“ der Junge warf sich in die Brust und sah sich mit funkelnden Blicken um, „sollen sich am Donnerstag versammeln bei“ — er beugte sich vorwärts und flüsterte den Namen des Ortes.

„Was ist es denn, David?“

„Das wirst du noch früh genug vernehmen, Dom,“ der Knabe spornete sein Pferd und ritt fort; es war ein weiter Weg bis zum nächsten Hof.

Aber Piet Müller griff sich verwirrt an die Stirn und wankte hinein, er begriff gar nichts, aber es mußte etwas Schreckliches sein, weil sein Patentkind ihn so hatte ansehen können. Zwei Tage sah er über seine Bibel gebeugt und las Seite um Seite, am dritten sattelte er sein Pferd, ließ sich von seinem Weib in den Sattel helfen und ritt grübelnd von Hause fort. Es dauerte einen halben Tag, bis er sein Ziel erreichte, denn er war alt und des Reitens ungewohnt, aber er wollte hören und sehen, was es war, das ein Kind so feindselig gestimmt machen konnte gegen einen so geachteten Mann, wie er war.

Kurz nach Einbruch der Dämmerung erreichte er das Ziel seines Rittes, pflückte sein Pferd neben den andern Säulen an und ging auf die dunkle Gruppe zu, die er neben einem Steinriegel mitten auf der Ebene versammelt sah. Es war eine in ihrer unheimlichen Dämmerkeit charakteristische Schar, die er dort sah, und aus deren Mitte vernahm man nur eine einzelne laute Stimme. Auf seine Krücken gestützt redete der alte Zimmer von „unserm Kaiser“, der für alle Rat wisse. „Aber,“ und seine Stimme sank zu einem traurigen Geflüster herab, und das breite, fleischige Gesicht erhielt einen bekümmerten Ausdruck, „er ist tot, Moltke ist tot, Bismarck ist auch tot, sie waren Männer, ah, Freunde, ah, ah!“ Er schüttelte seinen Kopf und ließ einen Seufzer hören, nicht unähnlich dem Gebrüll eines Ochsen. „Sie sind alle fort... fort... tot...!“ Er rieb seine rotgeäderten Augen und seufzte aufs neue.

Die andern schwiegen. Was ging es sie eigentlich an, wie viele tot waren; sie hatten längst aufgehört, die Verluste zu zählen, sie hofften kaum mehr auf die Lebenden. Sie hatten doch bis zum letzten Augenblick auf Europa gewartet und vertraut, das mit so großem Earm die Segnungen der Friedenskonferenz in die Welt hinausposaunt hatte. Aber ihre Hoffnung lag in den letzten Zügen, und die Bitterkeit gedieh und wuchs in ihren Seelen.

Piet Müller näherte sich langsam dem Kreis, und das Schweigen wurde wenn möglich noch tiefer. Ein breiter Weg öffnete sich vor ihm; die Hand, die er zum Gruß ausstreckte, schien niemand zu sehen.

„Was... was ist das, Freunde?“ stammelte der Alte erregt.

Niemand antwortete, nur die Bitterkeit wuchs und stieg in ihnen. Schließlich verlor Zimmer die Geduld, stieß seine Krücken zu Boden und sagte mit seiner freischwappenden Stimme:

„Meine Earm ist noch nicht abgebrannt, aber ich hoffe, daß es bald geschehen wird.“

Piet Müller begriff nicht. Er sah fragend von dem einen zum andern der Männer und begegnete nur kalten, zornigen Blicken. In dem Kopfe des Alten begann es zu wirbeln, und als er die Beine unter sich zittern fühlte, wankte er zu Zimmer, um sich auf ihn zu stützen. Aber der Deutsche schüttelte ihn unsanft ab und murmelte etwas von seinen Pflichten gegen das neue Vaterland. Müller begriff noch immer gleich wenig, aber das Schweigen der Freunde erschreckte ihn. Er schwankte wie ein Schilfrohr im Winde und starrte mit seinen unschuldigen Kinder-Augen auf die erbitterte Schar.

„Was ist es, Freunde, was ist es?“

Das gleiche feierliche Schweigen und das gleiche zornige Achselzucken war die Antwort auf seine Worte. Die Leiden hatten diese Männer hart gemacht, sie fanden kein Erbarmen bei ihren Feinden und wollten selbst auch mit niemand Erbarmen haben, die sie als solche betrachteten.

Müller wiederholte zitternd seine Frage.

„Beginne, Simeon!“ sagte Erasmus Flic, um der

peinlichen Scene ein Ende zu machen, und der älteste seiner drei daheim befindlichen Söhne stieg auf den Steinhäufen.

Alle entblöhten ihre Häupter, Simeon Flic war Studierender am Pfarrerseminar, und sie wußten, was folgen würde.

Eine Bibel in der einen Hand haltend, stand der Jüngling hoch über den reifen Männern und sah auf sie herab. Er war einer der Jüngsten in der Schar, aber der Umstand, daß er in Zukunft Pfarrer sein sollte, verlieh seiner mageren, schlanken Gestalt eine Würde, welche die Köpfe der Alten sich vor ihm beugen ließ. Er schlug mit der flachen rechten Hand auf das Buch, so daß die Blätter flatterten, und begann zu sprechen.

„Der Herr hat sein Antlitz von uns abgewendet, sein Zorn ruht schwer auf dem Lande, und die Scharen der Philister und Amalekiter überziehen unsre Gegend. Aber ebenso gewiß als der Herr schlägt, kann er wieder aufrichten und was krumm ist, gerade machen.“ Der Jüngling wuchs vor den Augen der Versammelten, und sein unschönes, sommersprossiges Gesicht glühte. Er redete sich warm, die Worte sprudelten über seine Lippen, die derben Bibelsprüche des Alten Testaments fielen wie Hagel, die Klagelieder der weinenden und jammernden Propheten rauschten durch die Luft, aber nicht ein einziges Wort der Gnade und Versöhnung mischte sich in diese Predigt in der Emdde, die in das nächtliche Dunkel hinausgeschleudert wurde, und deren Wiederhall als klagendes Echo über die Ebene drang.

Eine ganze Stunde sprach der Jüngling von dem zertretenen, zum Tode verdamnten Juda, dessen Geschichte das zwanzigste Jahrhundert vor den Augen der ganzen Welt wiederholte. Er fand Anknüpfungspunkte und Gleichnisse für alles, aber mitten im Untergang sah er den Strahl der Hoffnung hervorbereiten. Judith schritt vorüber mit dem blutigen Haupte des Holofernes in ihren Händen, die Schleuder des Hirtens knaben David warf den Stein nach dem Ziel und traf, und Daniel prophezeite in der Löwengrube das neue Reich.

Die Herzen der Männer klopften schneller, die Augen der alten funkelten, und die jungen leuchten heißer. „Ja, ja,“ murmelte die Menge, „das alles ist schon einmal geschehen, es könnte sich wiederholen.“

Aber am meisten und liebsten erzählte der Redner von Judas Makkabäus, Judas mit dem zerschmetternden Hammer. Der ganze innige Bibelsglaube des kleinen Freistaatvolkes flammte auf, die Männer wurden erlitten, stießen aufs Geratewohl Sentenzen und Bruchstücke aus ihren Gebeten hervor, und dort... das war ihnen allen klar... in dem Buche, das der Jüngling in seiner Hand hielt, konnten sie ihre eigne Geschichte lesen. Der Seminarist steigerte sich bis zu höchster Erregung, er flocht Siegesbotschaften unter die Todesprophezeiungen, schleppte die Zuhörer mit sich von der Ergebung zum Entzücken und machte sie ihre Krämpfe und ihre Machtlosigkeit vergessen. Die harte, kalte Wirklichkeit war verschwunden, alle glaubten, denn alle hofften aufs neue. Und als er seine Predigt schloß, drängten sich alle um ihn, um seine Hände zu drücken, noch hatten die Ägypter und Babylonier Juda nicht zertreten, noch konnte der Freistaat sich erheben, was gekrümmt war, ließ sich wieder gerade richten.

„Das war schön,“ stöhnte Zimmer, und die Thränen rannen über seine Wangen herab. „Freunde, zum Kampf, zum Sieg, vorwärts, immer vorwärts!“

„Wartet!“ sagte der Seminarist. „Nun bleibt noch das Letzte und Wichtigste übrig. Wir sind hergekommen, um den Verräter zu verurteilen, der sich in unsrer Mitte befindet.“

Es wurde totenstill, die Männer senkten ihre Köpfe, und Simeon Flic sprach weiter, sich bemügend, seiner zarten Knabenstimme einen feierlichen Klang zu geben.

„Wo die acht Kanonen vergraben lagen, das wußten nur die Ältesten in der Gemeinde. Unsre Feinde haben sie. Verrat!“ schrie er und schlug die Bibel heftig zu.

„Verrat!“ murrten die Männer unterhalb des Steinhäufens.

„Ein solcher Schlag wie dieser kann auf den ganzen Krieg einwirken, das muß bestraft werden, damit es sich nicht wiederholt.“

„Bestraft!“ jagten die Männer wie mit einem Mund.

„Also gebiete ich euch kraft des Amtes, zu dem ich bald geweiht werden soll, die rechte Hand auf die Heilige Schrift des Herrn zu legen und mit ernstem Voratz euren Eid zu leisten, daß blutige Rache genommen werden soll. Bande des Blutes dürfen keinen Einfluß haben, auch nicht Liebe und Freundschaft. Vernimmt ein Sohn, daß sein Vater es gethan hat, so soll er ihn mit eignen Händen töten und in seinem Blut die Schande, mit einem Verräter verwannt zu sein, abwischen. Hat ein Sohn es gethan, so soll der Vater sein Leben nehmen, und der Verbrecher kann dem Allmächtigen dafür danken, daß wir

die Strafe nicht härter zu machen vermögen. Hat dein Bruder es gethan, dann nieder mit ihm, und möge sein Andenken verflucht sein auf ewige Zeit! Es geschehe also, Amen! Denn nächst Gott dem Herrn im Himmel ist unser irdisches Vaterland am größten. — Seht her, hier ist die Bibel, und möge ein jeder hervortreten und seinen Eid ablegen!“

Mitgerissen von der Heftigkeit der Rede des Jünglings, im tiefsten Herzen von seiner Predigt erschüttert, traten alle näher, um zu gehorchen. Zuerst schwankte Piet Müller dorthin, aber der Seminarist wies seine vorgestreckte Hand beiseite und sagte:

„Ich weiß nicht, aber ich glaube nicht, daß du gemeint bist.“

Da verstand der Alte endlich und fiel klagend zu Boden. Aber die Männer schienen ihn nicht zu sehen, ihr Haß machte sie hart, sie schlugen einen Umweg ein, um der Berührung mit ihm zu entgehen.

„Vater, Ruben, David!“ sagte der Seminarist, nachdem er selbst zuerst den Eid abgelegt hatte.

Sein Vater und seine Brüder kamen und schwuren mit zwei Fingern auf der Bibel, und ihnen folgten die andern.

Van der Rath ging, als die Reihe an ihn kam, und schwur den gleichen feierlichen Eid wie die übrigen. Wohl hatte er sich selber einmal gelobt, kein Menschenblut mehr vergießen zu wollen, aber dies war etwas anderes, etwas viel Größeres, und sein Abscheu war so stark, daß er in einer weiten Kurve um Piet Müller herumging, der dem Anschein nach leblos am Boden lag, das Gesicht gegen die Erde gedreht. „Mein Vaterland,“ sagte er hingerissen, „nimm mein Gelübde, und möge mein und meines Sohnes Name verflucht sein, wenn ich Verrat übe!“ Er fühlte sich erwärmt von dem letzteren Zusatz und sah sich froh im Kreise um, wo seine Worte mit einem beifälligen Gemurmel aufgenommen wurden.

„Und de Blies?“ fragte jemand, nachdem der letzte geschworen hatte.

„Wir haben an ihn gedacht,“ antwortete Erasmus Flic, der da stand und den Triumph seines Sohnes genoss. „Meine Jungs machen sich morgen nacht auf den Weg.“

„Und warum nicht sofort? Die Nachricht... von den Kanonen muß ihm bald mitgeteilt werden.“

„Morgen nacht wird es sicher mondhell, und dann ist es leichter, sich vor den Patrouillen der Rottröde zu hüten.“

Die Männer nickten zustimmend und drückten einander die Hände zum Abschied. Um Piet Müller bekümmerte sich niemand, und als sie sich trennten, sagte der Seminarist noch einmal:

„Daß sich jeder des Eides erinnere!“

„Wir werden ihn nicht vergessen.“

Van der Raths Stimme hatte am stärksten geklungen, und seine Hand war am härtesten geballt, als er dieses sagte.

Aber auf seinem Platz lag noch der alte Müller mit dem Gesicht gegen den Boden. Sein Pferd wartete eine Weile und wieherte klagend, als die andern sich entfernten. Dann wendete es verwundert den Kopf, zog mit einem Ruck den Pfad aus dem Boden und ging zu dem einsamen Mann. Es beschmupperte ihn, stieß spielend mit der Nase gegen seine Schulter, und als es dieses Manöver einige Male wiederholt hatte, erwachte sein Herr aus seiner Betäubung und sah sich verwirrt um.

„So etwas glauben sie von mir... von mir,“ sagte er und tastete geistesabwesend neben sich. Er fand die Bibel, die der Seminarist neben seinen Kopf gelegt hatte. Da erinnerte er sich an alles und begann zu weinen wie ein Kind.

Das Pferd wieherte und stieß ihn wieder mit der Schnauze an.

Piet Müller erhob sich, kletterte mühsam in den Sattel und ritt heimwärts. Früh am Morgen erreichte er den Hof, und die Bibel mit sich tragend, ging er hinein, stellte die Leiter an und kletterte hinauf auf den Dachboden. Er suchte lange unter seinem Riemenwerk, bis er einen langen, geschmeidigen Lederriemen fand. Da lächelte er eigentümlich, obgleich die Thränen noch immer über seine eingefallenen Wangen herabrannen.

Am Vormittag hatte seine Schwiegertochter auf dem Dachboden zu thun, und dort fand sie den Schwiegervater steif und kalt mit der Schlinge um den Hals und der aufgeschlagenen Bibel vor sich, deren Blätter noch feucht waren, aber Piet Müller war längst tot.

Einige Stunden später kam ein Koffer nach dem englischen Lager und erzählte schluchzend, daß sein Vaas sich erhängt habe. Die Soldaten befahlen ihm, zu gehen, so weit ihn seine Füße trügen; sie hätten an andres zu denken als an die Dummheiten alter Buren, und im Krieg sterbe man täglich; aber Blenkins, der umhergeschlenderte und überall schnüffelte, lauschte mit erheuchelter Teilnahme der unzusammenhängenden Geschichte des jungen Koffers und begab sich dann zu dem Befehlshaber der Polizeitruppen, um, wie er

blinzeln sagte, ihm eine erfreuliche Nachricht zu überbringen.

„Erhängt, sagen Sie, Kerl! Herrgott, was bedeutet denn das?“ fragte der Major, der wirklich über diesen Bericht erschrocken war.

„Das bedeutet, daß man in Kriegszeiten nie Gutes thun soll,“ sagte Blenkins demütig, „es kann mißverstanden werden.“

„Sie meinen wohl nicht . . .?“

„Doch, das ist wohl die Ursache.“

„Ah, wie bedauerlich!“

„Ja, das ist der Krieg, Herr Major. Und nun zu etwas anderem; Sie thun klug daran, wenn Sie in den folgenden Nächten einige starke Patrouillen gegen Norden vorschicken, es ist eine Teufelslei im Werk. Und endlich, Herr Major, wann kommen die Schotten?“

Er glückte in diesem Augenblick so einer Hyäne, daß der Major ihm erbittert den Rücken kehrte, aber als Offizier wußte er auch, daß Worthalten eine der Tugenden des Soldaten ist, er wollte sein gegebenes Versprechen nicht zurücknehmen.

„Morgen Abend,“ schnauzte er.

Blenkins lachte und ging. Als er hinauskam, standen zwei Kaffern und lehnten drunten an der Treppe. Sie wechselten einen Blick, sobald Blenkins sich zeigte, und er erkannte zu seiner Verwunderung in dem einen den Rutscher des alten Müller wieder.

„Vater und Sohn,“ dachte er verwundert im stillen, „was thun die hier?“ Aber die Kaffern strichen überall im Lager umher, und er widmete ihnen keine weitere Aufmerksamkeit.

„Bleibe hier, Goliath,“ sagte der ältere Kaffer, „und geht er aus dem Lager hinaus, so . . . du weißt, wo ich bin.“

Der junge Kaffer nickte und zeigte seine weißen Zähne. Sie trennten sich mit einem Blick geheimen Einverständnisses und schlenderten ihrer Wege. Im Lauf des Nachmittages wurde eine starke Patrouille in der von Blenkins vorgeschlagenen Richtung ausgesandt. Der Major kannte sein Spürvermögen und seine Fähigkeit, die Kaffern auszuspumpen; er verließ sich wenigstens so lange auf den andern, als jener etwas von ihm zu hoffen hatte.

Ein Leutnant führte den Befehl über die vierzig Mann, die eine Strecke von drei Meilen zu bewachen hatten. Er war unzufrieden mit seinem unerträglich langweiligen Dienst, der keine Gelegenheit bot, sich auszuzeichnen, sondern nur Klüffel und Vorwürfe von seiten der Vorgesetzten eintrug, die ihrerseits wieder den gleichen Lohn erhielten für Anstrengungen, die selten das erwartete Resultat mit sich brachten. Und genau wie er dachte die Mannschaft; eine elende Krankenbaracke war ihre einzige Zukunftsperspektive, und unterdessen hatten sie nur Strapazen, Nachtwachen und schlechten Proviant.

Der Leutnant erfüllte in jeder Hinsicht seine Pflicht und stellte die Soldaten längs einer Linie aus, die sich von einem Kaktusbüschel, in dem er sich selbst mit acht Mann niederließ, um zu warten und sein böses Schicksal zu verfluchen, bis zu einem ungefähr drei Meilen weiter entfernten Kopje hinzog, wohin ein Korporal mit fünf Mann geschickt wurde. Die übrigen wurden zu zwei und zwei längs eines Sloots aufgestellt, der sich zwischen dem Kaktusbüschel und dem Kopje hinwand. Der Mannschaft war streng verboten worden, nach Anbruch des Dunkels zu rauchen oder zu plaudern, und erbittert lauerten sie sich auf ihren Posten zusammen, in den dünnen Mänteln Schutz gegen die nächtliche Kälte suchend. Dem Befehl, Augen und Ohren offen zu halten, kamen sie nicht zu ängstlich nach, sie hatten ihn schon so oft früher erhalten und befolgt, ohne daß ihre Wachsamkeit den geringsten Nutzen gehabt hätte; sie waren des ganzen Spektakels müde.

Die Dämmerung kam, und nach ihr verbreitete sich das Dunkel über die Gegend. Sollte wirklich etwas geschehen, dann würde dies in der nächsten Zeit sein. Nachher schien wahrscheinlich der Mond, und dann hatten sie kein andres Vergnügen, als sich im Schlaf eine Erklärung zu holen.

Mitten auf der Postenlinie lagen zwei Männer und gähnten. Sie hatten sich eine Weile die Zeit damit vertrieben, über den Befehlshaber zu spotten, der nie wußte, was er wollte, und schlossen die Diskussion mit einem Wortwechsel darüber, welcher von beiden sich zuerst schlafen legen sollte, denn sie wollten sich doch nicht abradern lassen in diesem dummen Krieg. Als sie hinreichend lange gezanzt hatten, um sich auch damit zu ermüden, beschloßen sie, das Los zu ziehen; wer das kürzere zog, sollte versuchen, sich bis zum Aufgang des Mondes wach zu halten, wo dann der andre an seine Stelle zu treten hatte. Der Gewinnende legte sich befriedigt an einer geschützten Stelle zur Ruhe und überließ es seinem Kameraden, sich zu helfen, so gut er konnte. Der andre brummte über sein Mißgeschick, legte sein Vee-Metsfordgewehr vor sich hin und streckte sich lang aus, um den Kampf mit seiner Schlaflosigkeit aufzunehmen, aber er gähnte bald ebenso andauernd

wie häufig, und so oft er nach seinem Kameraden schielte, fühlte er ein unbezwingliches Verlangen, seinem Beispiel zu folgen. So lag er eine halbe Stunde auf dem Bauch und gähnte abwechselnd, verfiel dann und wann für einige Minuten in jene schlummerähnliche Betäubung, die ermüdender ist als alles andre, nickte und nahm eine andre Lage ein. Plötzlich lauerte er sich zusammen und spitzte die Ohren, er glaubte ein Geräusch draußen auf der Ebene gehört zu haben. Er horchte, und als er sich davon überzeugt hatte, daß kein Irrtum möglich war, weckte er den Kameraden mit einem Tritt.

„Zum Henker, was soll's!“ schnauzte jener. „Der Mond ist ja noch nicht . . .“

„Pst!“

„Was, hörst du etwas?“

„Drei Pferde. Sie kommen hierher.“

„Zum Teufel, nun höre ich sie auch . . .“

Sie lauerten sich dicht nebeneinander zusammen und spannten die Hähne ihrer Gewehre. Fünf Minuten lagen sie unbeweglich und suchten mit den Blicken das Dunkel zu durchdringen. Das Geräusch der Pferdehufe auf dem Boden hatte ausgehört, bis sie es unerwartet dicht neben sich hörten.

„Halt, wer da! Steht . . . wer da?“

Die beiden Soldaten hatten in kniender Stellung das Gewehr schußbereit gemacht und erwarteten unruhig die Antwort, aber nur ein gedämpftes Geflüster drang an ihre Ohren.

„Wer da?“ rief der eine Soldat heftig und erhob sein Gewehr.

„Schieße, Ruben!“ ertönte eine gellende Knabenstimme durch das Dunkel.

Ein rotgelber Blitz flammte in der Entfernung von fünf Schritten auf, und geblendet fuhren die beiden Soldaten zurück, aber im nächsten Augenblick knallten auch ihre Gewehre.

Ein paar weitere Schüsse fielen, woher, das wußten sie nicht, und dann schien die ganze große Ebene plötzlich lebendig geworden zu sein. Schüsse knallten von rechts und links, das Gewehrfeuer rollte eine Minute lang ohne Unterbrechung, da die aus dem Schlaf geweckten Posten auf gut Glück ihre Gewehre abfeuerten. Dann wurde es ebenso schnell wieder ruhig, denn nachdem die erste Aufregung sich gelegt, hatten die Soldaten eingesehen, wie gefährlich das planlose Schießen werden konnte, und wieder herrschten Schweigen und Dunkel.

Alle horchten, um zu erfahren, was sich zugetragen hatte, hörten aber nichts. Da krachte es aus dem Kaktusbüschel, und von dem Beispiel angestekt, begannen die Soldaten wiederum ihre Patronen abzufeuern. Und ebenso plötzlich wie der Lärm begonnen hatte, nahm er wieder ein Ende. Es war eine unheimliche Nacht, und am nächsten Tag wurde gemunkelt, daß es keineswegs feindliche Kugeln gewesen seien, die der Arzt zwei Verwundeten ausgeschnitten habe. Es war völlig still geworden, und das Dunkel wurde als ein entsetzlicher Druck empfunden, weil gar niemand wußte, was das Schießen zu bedeuten hatte. Ein Zeitraum, den alle auf wenigstens eine halbe Stunde berechneten, der aber in Wirklichkeit nur ein paar Minuten betrug, verstrich, und nachher fielen wieder neue Schüsse von dem Kopje her.

Ein Jammerruf ertönte weit draußen auf der Ebene, wild und herzerreißend drang er durch die Luft, dann wurde es von neuem still. Aber die Soldaten, die sich nun hatten besinnen können, fühlten sich ganz belebt davon; es hatte wirklich jemand an ihrer Linie vorüber zu schleichen gesucht; nun zielten sie kaltblütig und sandten einige Kugeln in der angegebenen Richtung.

Ein neues Jammergeheul, das Klappern von Pferdehufen und ein Fall auf den Boden ließen sich deutlich vernehmen. Und wie um Licht in diesen Wirrwarr zu bringen, warf der Mond zwischen einigen zerrissenen Wollenfetzen, die langsam gegen Norden trieben, ein paar Strahlen auf die Erde.

Zwei Schatten bewegten sich schnell draußen um einen Gegenstand auf dem Boden.

Die Soldaten hatten die Lage begriffen, die Gewehre knatterten wieder, und der Korporal bei dem Kopje berichtete am folgenden Morgen, daß er eine gebrochene Knabenstimme sich hören gehört habe: „Simeon, grüße den Vater!“

Neue Schüsse fielen, die Schatten draußen verschwanden, taumelten wie Wahnsinnige zur Seite, verwandelten sich zu einem einzigen, der eine Reihe lustiger Pirouetten machte, um schließlich dieses Spiel satt zu bekommen und zu verschwinden. Das Schießen wurde nicht mehr fortgesetzt.

Der Mond trat aus den Wolken hervor und beleuchtete die Ebene. Seine Strahlen suchten sich einen Weg auf die Erde und fanden ein totes Pferd und daneben eine menschliche Gestalt, die unbeweglich auf dem Gesicht lag. Sie fanden etwas Blanfes, die Wäsche jener Person, und das Licht glitt weiter und weiter, je mehr sich die Wolken teilten. Etwas entfernt lag eine andre Gestalt auf der Seite und wandte ein totenbleiches Profil nach oben.

Eine dritte Gestalt lag der Länge nach ausgestreckt, das weiße Gesicht gleichfalls nach oben gerichtet. Das Mondlicht fiel schmeichelnd darauf, zerteilte die Schatten, drängte das widerwillig weichende Dunkel zurück und verweilte gleichsam fragend bei dieser Gestalt. Es erkannte das edige Gesicht des Seminaristen, auf das sich der Friede des Todes gelegt hatte, und erkannte es doch nicht wieder: hatte denn der Mensch drei Augen? . . . Oder was war das? Doch, die hatte er, zwei auf ewig geschlossene, und ein drittes mitten in der Stirne, das weit geöffnet und schwarz nach oben starrte — dort war der Tod eingebrochen.

Der Mond zog sich aufs neue hinter die eilenden Wolken zurück, nachdem er die drei toten Söhne Erasmus Filds gesehen hatte.

Achtes Kapitel.

Einer von denen, die sich der Macht zu bedienen wissen.

„Rein, ihr verdammten Buren, die Zeit ist vorüber, in der ihr einen Mann zwischen zwei Pferde binden und aus dem Distrikt hinaus schleifen konntet, weil er einem elenden Huhn den Hals umgedreht oder einige verdorbene Eier genommen hatte. Es ist zu Ende mit eurer verfluchten Großthuererei, nun sind andre Herren im Lande, jetzt müßt ihr schweigen. Eure Bibel sprüche und Psalmenverse können nicht ein Jota an der Sache ändern, ihr seid unterlegen und sollt niedergehalten werden. Die guten Tage sind vorüber, und hier steht einer von denen, welche die Macht erhalten haben.“ Blenkins schlug sich hochmütig vor die Brust und blinzelte dem andern entgegen. „Ich kann zum General gehen und sagen, wer du bist. Feldkornett, ha, ha, ha!“

Er war ohne zu grüßen eingetreten und stand mitten in der Stube mit dem Hut auf dem Kopf. Seine kleinen, tüdischen Augen funkelten vor Schadenfreude, und die ganze Gestalt zitterte unter einem nervösen Uebermut, der von dem Bewußtsein der Macht, die ihm verliehen worden war, herrührte.

Von der Rath hatte sich von seinem Platz am Tisch erhoben, sobald er den Mann erblickte, der polternd eintrat und ihm seine Hand hingestreckt hatte, bereit, sie zu drücken. Jetzt sank der Arm langsam an seiner Seite nieder, und die Ahnung von etwas Schrecklichem ergriff ihn. Aber er war nicht der Mann, der sich vor dem ersten Anprall des Sturmes beugte, mochte er auch noch so heftig draußen. Er zeigte nach der Thür und sagte kurz:

„Hinaus!“

„Ja, sobald ich gesagt habe, was ich will. Weißt du noch, wie ich an deiner Treppe stand und demütig ein wenig Speise erbat, um meinen Hunger zu stillen; weißt du noch, frage ich dich? Du gabst mir zu essen, aber wie man einem Hund giebt, dem man einen Knochen hinwirft, und du verschloßest deine Thür und ließt mich draußen auf den Steinen sitzen und den jähnen Biltong mit einem knochenharten Maistuchen lauen. Du schenktest mir nicht einmal einen Schluck Milch, das Wasser im Teich war gut genug für den Landstreicher, wie du meinstest. Euer Gelächter über meine Lumpen habe ich nicht vergessen, auch nicht, daß ihr mir die Hunde nachhocktet. Rein, du!“

„Davon weiß ich nichts.“

„Und ich frage auch nichts danach, was du weißt. Du oder deine Kaffernjungen, es kommt aufs gleiche heraus. Ich war müde und ausgehungert und bat um Speise, und du antwortetest: ‚Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.‘ — Nun, so gib mir Arbeit,“ sagte ich. — ‚Was versteht denn ein Engländer?‘ fragtest du. — ‚Ich kann deinen Sohn in meiner edeln Muttersprache unterrichten,‘ antwortete ich. Hier steht ein Mann, der die tiefsten Schachte der Wissenschaft ergründet hat, ich bin Lehrer gewesen. Und nun sagtest du, daß ich das hätte bleiben sollen und stelltest mich zur Arbeit an unter den Kaffern, unter die schmutzigen, fettglänzenden Nachkommen Chams verkehrtest du einen freien englischen Bürger, um deine schäbigen Schafe zu hüten. Und weil ich ein altes, mageres Huhn nahm und ein wenig Whisky aus deinem Gefchrank dort, so wurde ich zwischen zwei Pferde gebunden und gezwungen, elf Meilen zu springen, ehe du mich mit einem Tritt entließest. Just hier — er wies auf die Weichen — ‚traf dein Stiefel, und du ließt mich laufen mit der Drohung, daß ich wie ein Hund erschossen werden sollte, falls ich zurückkommen wagte.“

„Du hast auch Geld gestohlen . . .“

„Kannst du es beweisen, Abraham van der Rath?“ Blenkins sah sich schnell um, als wollte er sich davon überzeugen, daß sie wirklich allein seien, und als er gesehen, daß dies der Fall war, pfliff er triumphierend, schnippte mit den Fingern und fuhr fort: „Rein, du, niemand hat es gesehen, das ist die Hauptsache. Die Gesetze meines Landes — auf die eutigen pfeife ich — verbieten einem jeden, wer es auch sei, mit Anklagen zu kommen, deren Richtigkeit nicht bewiesen werden kann, sonst wird er selbst wegen falscher Anzeige bestraft. Ja, du, so ist es Thatsache.“ Er lehnte sich

über den Tisch und flüsterte leise: „Nun, unter uns gesagt, ich bin es gewesen, der ein wenig Kleingeld bei dir gekiechen hat. Ich bin einer von denen, die die Herren des Landes werden; was kann ein verdammter, psalmensingender Bauernkerl in dieser Sache sagen, was? Ich hatte das Recht, es zu nehmen, und in deiner dicken Bibel heißt es ebensogut wie in der meinigen: wer zwei Röcke hat, der teile mit dem, der keinen hat. Hast du das gethan? Nein, nicht einmal einen Tropfen Whisky hast du mir angeboten, obgleich ich dir gesagt hatte, daß Spirit für meine Gesundheit notwendig sei. Du fädelstest von Trunksucht, ja, aber den Whisky gossst du selber durch deine Kehle an den Abenden, du geiziger Racker! Nun, ich nahm, wo ich fand; ich kann nicht leben ohne Spirit, er ist nun einmal meine Schwäche und meine — Stärke. Ja, ich nahm ihn und sah einen Haufen Geld daneben liegen. Zum Henker, wie kann man so dumm sein und Banknoten in einen unverschlossenen Schrank legen! Ist das mein Fehler, wie? Du hattest sie dorthin gelegt, um mich in Versuchung zu bringen; ich bin dessen sicher, daß du es mit Absicht gethan hast. Es war eine Falle; du wolltest den armen Fremdling loswerden, der halbtot vor Hunger und Müdigkeit und mit wunden Füßen vor deiner Thür zusammengebrochen war.“

Blenkins hatte sich sorgfältig auf diese Unterredung vorbereitet, er hatte sich eine ganze Woche im voraus darauf gefreut und lange Augenblicke darauf verwendet, die Phrasen zusammenzufuchen, mit denen er den andern vernichten wollte. Daß er schon früher mehrmals wegen schlimmerer Dinge als eines Diebstahls halber verhaftet gewesen und auch sonst gestraft worden, das kümmerte ihn nicht; er hatte die besseren Seiten des Lebens nie gekannt, er glaubte nicht einmal, daß es solche gab. Aber hier war etwas eingetroffen; das Schicksal hatte sich seiner endlich erbarmt und ihm eine Gelegenheit dargeworfen, sich an einem Feind zu rächen, und jeder brave Mensch war sein Feind. Es war eine fixe Idee in ihm, zu thun, was er sich vorgesetzt hatte, und er hatte sich so lange mit dem Gedanken an Rache beschäftigt, die er an irgend jemand nehmen wollte, daß sie in seiner Seele feste Wurzel gefaßt hatte. Durch die Vernichtung eines Menschen wollte er sich eine glänzende Genugthuung verschaffen; an diesem Gedanken be-räuschte er sich, er hatte seine schlummernde Energie geweckt, und er hielt an seinem Vor-satz fest, den er durch sorgfältige Pflege fast zu einer Lebensbedin-gung gemacht hatte. Der Mann vor ihm war der letzte aller der-jenigen, die Sisyphus Blenkins beleidigt hat-ten, und den Fußtritt — denn dies war eine Strafe, die Blenkins besser empfand als alle andern — fühlte er, wenn er nur daran dachte. Er hatte sich nach diesem Augenblick gesehnt, er hatte für ihn gelebt, und er war stolz darauf, daß er hier stand und zu sagen wagen durfte, was er wollte. Er hatte beschlossen, mit äußerer Würde von der Rath zu beugen, und er wußte genau, bis zu welchem Punkt er ihn bringen wollte, und dann . . . dann! Vor Wut halb erstickend, schrie er:

„Du bist sehr stark, Abraham van der Rath, und dein Stiefel ist schwer, hier hat er getroffen. So etwas vergißt man nicht leicht. Ich habe ein gutes Gedächtnis, und es nahm keinen Schaden davon, weil es mich hier in der Seite so verdammt schmerzte. Ihr ließt mich draußen auf der Karroo liegen wie einen herrenlosen Hund, aber in der Nacht schlich ich mich zurück und holte die Banknoten, wo ich sie versteckt hatte.“

Es war ganz seinem Plan gemäß, van der Rath dieses zu sagen. Er beurteilte andre nach sich selber, er wollte ihn mit dem Verlust zuerst reizen und ihm dann beweisen, wie dumm es gewesen war, als sie ihn hatten laufen lassen.

„Pfui Teufel, wie beschränkt ihr seid!“ fuhr er fort. „Ihr wagtet nicht, mich vor den Landdrost zu schleppen, ihr warftet mich nur hinaus; denn das Geld,



Das Waisenheim „Vorromäum“ in Graz.

das mein Verbrechen beweisen sollte, wurde nicht bei mir gefunden. Ha, ha, ha, ihr hieltet mich für ebenso dumm wie einen von den eurigen.“

Van der Rath betrachtete den wütenden Kerl mit einem gewissen verächtlichen Interesse. Er hatte Blenkins in Gesellschaft von sechs Soldaten kommen sehen, die draußen warteten, und obwohl es ihn in allen Fingern juckte, so wagte er doch nicht, ihn sofort hinauszuwerfen. Er glaubte ihn zu den Polizeispielen zählen zu müssen, die freiwillig, aber natürlich gegen gute

den erhofften Sieg. Sein umnebeltes Gehirn war nicht im Stande, mehr als einen Gedanken auf einmal zu fassen, und derjenige, den er im Moment dort beherbergte, hatte ihn vollständig in seiner Gewalt.

„Ja, ja, mein Alterchen,“ begann Blenkins wieder und setzte sich bequem zurückgelehnt in einen Stuhl, „nun bin ich einer der Herren, nun ist die Reihe zu treten an mir. Ja, blicke nur durchs Fenster; dort draußen stehen sechs Mann mit geladenem Gewehr. Pfeife ich, so kommen sie herein und bewachen dich, während ich das ganze Haus durchsuche. Wir unternehmen eine kleine Expedition, siehst du. Wir suchen nach Mausergewehren; die Regierung, die jetzt ihre väterliche Hand auf euch gelegt hat, hält es nicht für nötig, daß ihr solche besitzet, sie hat eure Augen ein wenig schwach gefunden, ihr könntet euch leicht irren und eine Khatijade mit einem schleichenden Wolf verwechseln, ihr geht im allgemeinen mit Schußwaffen zu nachlässig um. Ihr seid, mit einem Wort, zu wenig zuverlässig, und man ist sehr um euer Wohlbefinden besorgt; man fürchtet, daß ihr durch den ständigen Gebrauch der Büchsen Schaden könntet, und deshalb sollt ihr vollständig entwaffnet werden.“ Blenkins fand zu seinem Vergnügen, daß er auf dem rechten Weg war, und wiederholte sein „vollständig“ mehrere Male. Dann fuhr er im gleichen höhnischen Tone fort: „Es ist natürlich wahr, daß die Kaffern ein wenig widersehrlich werden, sobald sie vernehmen, daß ihr keine Büchsen mehr habt, aber ihr müßt nicht klagen, das steht Männern nicht gut an. Hi, hi, hi, alter Junge, du siehst nicht froh aus, dir gefällt die Geschichte nicht. Nun, nun, das verwundert mich nicht!“

Nur mit einer ungeheuren Kraftanstrengung gelang es van der Rath, seinen Zorn zu bezwingen. Und damit die Versuchung, zu gewalttätigen Mitteln zu greifen, nicht zu übermächtig werden sollte, wandte er sich ab. Ein einziger Blick auf das von Whisky und Haß glühende Gesicht Blenkins' würde seiner Selbstbeherrschung den Todesstoß versetzt haben, und er ahnte, daß er sich ganz besonders zu hüten hatte, denn er glaubte, daß der Hohn des andern ihn nur zu einer Uebereilung zu verleiten suchte.

„Ja, mein guter Abraham, so geht es zu im Krieg. Doch nicht von diesem wollte ich mit dir sprechen. Wie du wohl einsiehst, habe ich ein andres Geschäft. Du meinst vielleicht, daß ich hier sitze und zu deinem hohen Vergnügen plaudere. Irrtum, alter Junge, verdammt großer Irrtum, denn aufrichtig gesagt, pfeife ich auf alles, was du denkst und meinst; ich bin hier, um mich selber zu unterhalten und mich zu rächen.“ Er schlug mit der Faust hart auf den Tisch und wiederholte mit einem Ausdruck so triumphirender Bosheit, daß van der Rath noch mißtrauischer wurde und noch mehr auf der Hut zu sein beschloß: „Rächen habe ich gesagt. Hörst du, Abraham van der Rath . . . mich rächen. Du hast mich getreten und mich mit der Nilroßpfeitsche bedroht, das fordert eine exemplarische Rache. Ich habe lange gewartet, nun sollst du es bezahlt erhalten, daß du mich vor Weißen und Schwarzen



Bild von Leopold Dab, L. u. L. Photograph, Graz.

Zöglinge des Waisenheims „Vorromäum“ in Graz.

Bezahlung, die schmutzigen Dinge verrichteten, mit denen sich die neuen Herren des Landes nicht gern befassen mochten, die aber im Kriegsfall gethan werden mußten. Er sah, daß er sich nicht geirrt hatte in seiner Vermutung, und fragte sich im stillen, welche Folgen es wohl haben könnte, wenn er den Kerl noch einmal mit einem Tritt die Treppe hinabwürfe. Aber seine phlegmatische Ruhe hemmte sein Verlangen einzuweilen.

Seine Gedanken nicht ahnend, lachte Blenkins über

Dieb genannt hast. Mein Alterchen, einen freien Mann nennt man nicht Dieb, ohne thatsächliche, unumstößliche Beweise zu besitzen, aber du hast keine solchen.“

Van der Rath blickte ihm fest in die Augen und sagte dann mit der unverhohlenen Verachtung:

„Dieb!“

Blenkins sprang vom Stuhl auf und brach in volle Wut aus:

„Sage das noch einmal, sage es noch einmal, wenn du es wagst!“



Der Hegenmeister. Nach dem Gemälde von E. Roschenreiter.

„Küße die sechs Soldaten herein, und in ihrer Gegenwart werde ich es nicht nur ein-, sondern zehnmal wiederholen.“

Mit einem Satz war Blenkins an der Thür, nach deren Schloßgriff er tastete. Er war totenbleich vor Zorn, nur die Nasenspitze leuchtete rot und legte Zeugnis ab für seine Schwäche — und seine Stärke. Verblendet von der Raserei, fand er nicht sogleich den Griff; dieser unbedeutende Umstand gab ihm Zeit, sich zu beruhigen, und verließ dem Gespräch eine neue Wendung. Er schluckte einige Male, zuckte die Achseln und lachte lässlich.

„Nein,“ sagte er halblaut, „es ist unnötig, Zeugen hereinzurufen; ich will mit dir lieber ohne Zuhörer verhandeln. He, he, he, du bist nicht der Dummste, Abraham, aber mich betrügst du nicht.“

Die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen war, war so vollständig, daß van der Rath sich unwillkürlich fragte, ob dieser Mensch, der nun langsam, fast kriechend, auf seinen Platz zurückkehrte, der gleiche wäre der vorhin in blinder Wut an der Thür gestanden hatte.

„Nein,“ begann er aufs neue und nahm wieder jenen höhnischen Ton an, den er fest hatte beibehalten wollen, als er einsah, zu welchem Uebergewicht er dem andern durch seine eigene Festigkeit verholfen hatte. „Ich will dir nichts zuleide thun, wie du sogleich hören sollst. Ha, ha, ja, ja, alter Abraham, du bist etwas hitziger Laune, aber ich entschuldige dich, der Sieger muß ja gegenüber dem Ueberwundenen immer eine feste Miene zur Schau tragen. Ihr seid nun gehörig unter dem Eis; ihr seid so tief untergekrigelt worden, daß ihr euch nie mehr erheben werdet. Ihr seid übermütig gewesen, ihr Buren, sehr übermütig, aber wir halten uns nicht bei Kleinigkeiten auf.“ Er setzte sich lachend, streckte die Beine aus und kratzte sich nachdenklich seine rote Nase. „Wie soll ich eigentlich beginnen?“ fragte er gedämpft. „Ja, nun habe ich es. Und damit du mich richtig verstehen sollst, muß ich ein wenig zurückgreifen in meiner Geschichte, ungefähr bis zu jenem Zeitpunkt, als du mich tratest, Abraham. Dein Sohn sah es, Piet Müller war auch anwesend, der gottesfürchtige Bibelprüchler, der alte van Delft war in der Nähe, ein paar andre von den Eurigen haben es auch gesehen, und ein paar gemeine Kaffern lachten laut über den weißen Mann, der hinaus auf die Karroo geschleudert und mit seinen traurigen Gedanken allein gelassen wurde. Ja, ich war wirklich nicht besonders erbaut damals, aber ich gelobte mir selber, mich rächen zu wollen. Abraham van der Rath, ich fühle einen berechtigten Stolz über meinen un zweifelhaften Wert in dieser Hinsicht.“ Blenkins richtete seine schielenden Augen nach der Decke und sah selbstzufrieden aus. „Höre, alter Junge, van Delft ist obdachlos, Müller ist tot, und jetzt ist die Reihe an dir.“

Van der Rath fuhr zusammen, als der andre mit der Faust hart auf den Tisch schlug, er ahnte, daß Blenkins etwas Besonderes im Schilde führe und eine Waffe gegen ihn in der Hand habe. Bis jetzt hatte er sich eingebildet, daß die Tiraden des Kerls bloß dem Verlangen, zu verlegen und zu beleidigen, entstammten, und er bestimmte sich deshalb nicht weiter um seine Worte. Aber die Andeutungen, die Blenkins fortwährend fallen ließ, verfehlten schließlich ihre Wirkung nicht; gegen seinen Willen empfand van der Rath eine eiserne Furcht. Er senkte unwillkürlich sein Haupt und starrte düster vor sich hin.

Blenkins beobachtete ihn, und ein befriedigtes Lächeln kräuselte seine Lippen.

„Recht so, Abraham,“ sagte er, „recht so! Du sollst den Kopf vor mir, deinem Herrn, senken, und wenn du so recht im Staube kriechst, so werde ich mich vielleicht bedenken und dich schonen . . . ja; nicht ganz und gar, aber teilweise, ein wenig. Abraham, erkenne, daß ich dein Herr bin, und ich werde mir die Sache überlegen.“

Van der Rath maß ihn von oben bis unten mit einem langen Blick. Darauf trat er ruhig zu dem erwähnten Eschrank und öffnete dessen Thür.

„Dort lagen die Banknoten, Dieb!“ Seine Worte trafen wie ein Peitschenhieb, und Blenkins sank zusammen mit dunkelrotem Gesicht. Aber er hatte seinen Entschluß gefaßt und ereiferte sich nicht mehr.

„Ihr Buren seid die eigensinnigsten Menschen, die es giebt,“ sagte er sanft, fast einschmeichelnd und mit einer gewissen widerwilligen Bewunderung in seiner Stimme, „aber euer Hochmut muß gebeugt werden. Der alte Joe“) hat euch schon tüchtig zugefetzt, ich werde seinem Beispiel folgen und dich herunterdrücken, denn du bist einer der Schlimmsten von allen. Doch nun wollen wir alle störenden Unterbrechungen vermeiden; mir ist daran gelegen, der Sache ein Ende zu machen, und es soll mich freuen, zu sehen, wie du es aufnimmst.“

Er rief sich vergnügt die Hände und warf einen

schadenfrohen Blick auf van der Rath, der vor dem Eschrank stand und noch die Hand auf der Stelle liegen hatte, wo sein gestohlenes Geld sich einmal befunden hatte.

„Ja, alter Abraham, ich wollte von meinem Gelübde reden. Hättet ihr einen gewöhnlichen Landstreicher aus dem Distrikt hinausgeworfen, so würde er die Schläge und Schimpfworte auf sich genommen haben und gegangen sein, sofern er es nicht vorgezogen hätte, einen Tag oder zwei in irgend einer Höhle zu warten und in der ersten dunkeln Nacht eure elenden Schweine in Brand zu stecken. Aber diesmal handelte es sich um einen Gentleman, den ihr wie einen Vaganten traktiert habt; er mochte nicht nach altmodischer Art irgend ein Unheil anstellen, er wartete. Und übrigens, ha, ha, ha, müßte ich mir doch mein sauer erworbenes Geld holen, du wirst zugeben, daß zwanzig Pfund eine nicht mehr als hinreichende Entschädigung für einen solchen Tritt waren. O Himmel, mich schmerzt noch immer, wenn ich nur daran denke.“

Van der Rath lachte zum erstenmal während des Gesprächs.

„Nun, um die lange Geschichte kurz zu machen,“ fiel Blenkins ein, indem er sein Lächeln nicht zu bemerken schien, „ich nahm, was mir gehörte, und ging . . . bis auf weiteres. Aber ich ging nicht weit, o nein! Ich blieb in der Nähe, ich arbeitete auf den Farmen in der Umgegend, ich schweißte vor den alten, schneidenden Pfälmenfängern, ich demütigte mich vor ihren dicken Weibern, die so unwissend sind, daß sie nicht einmal ihren eignen Namen schreiben können, psui Teufel! Ja, solchen Dingen unterzog ich mich, denn ich wollte mein Ziel erreichen.“

Van der Rath musterte den Mann vor sich. Es war der gleiche kriechende, arme Teufel, dessen Hunger er einmal gestillt und den er mit einigen abgelegten Kleidungsstücken versehen hatte. Er mußte gestehen, daß er dies nur ungern gethan, und er hatte sich diesen Widerwillen zum Vorwurf gemacht, obwohl er die größte Abneigung gegen den Kerl empfand. Später hatte er ihn ohne Gewissensbisse mit Zuhilfenahme aus dem Distrikt hinausbefördert, gerade so wie das Volk, dem er anzugehören vorgab, ihn schon früher fortgeschickt hatte. Blenkins war eine Pestbeule gewesen, die sich in der ruhigen Gesellschaft, in die er geraten, hatte festsetzen wollen; er stahl, oder man hatte ihn wenigstens aus guten Gründen im Verdacht des Diebstahls, und er wurde auf die einfachste Weise entfernt. Das war alles, und van der Rath wußte, daß er recht gehandelt hatte.

Blenkins erwiderte seinen fragenden Blick mit einem siegesgewissen Blinzeln und fuhr dann fort, wie früher:

„Ihr verachtet mich, den armen, aber freien Mann, eure schmierigen Jungen verlachten mich und schrien mir holländische Schimpfworte nach, wo ich ging; eure ausgehungerten Hunde schnappten nach meinen Waden, und selbst die Kaffern glaubten den Fremden verpöten zu können. Aber ich selbst verachtete euch viel zu sehr, als daß ich eure Unkenntnis hinsichtlich meines Wertes beachtet hätte, ich ertrug alles und wartete. Ich witterte, daß etwas im Werk sei; ein Hochmut wie der eurige konnte seiner Strafe nicht entgehen. Es vergnügte mich, mit den Wölfen zu heulen, ich blieb und besuchte eure Gebetsversammlungen, ich suchte mir jeden von euch zu merken und entbedte jeden Pfad auf der Karroo. Ich glaube kaum, daß jemand von euch den Distrikt so gut kennt wie ich.“

Er warf sich nachlässig auf den Stuhl und kreuzte die Beine, wie er es die seinen Herren hatte thun sehen; er fühlte sich groß und triumphierte, als er weiter sprach:

„Die Zeit kam, es gab Krieg. Aber ich hielt es für sicherer, im Anfang auf einige Zeit zu verduften, euer verdammter Spektakel mit Schießwaffen verdaute meine schon durch die schlechte Behandlung überangestregten Nerven. Ich schüttelte den roten Staub von meinen Füßen und zog fort, aber . . . he, he, he!“

Van der Rath erinnerte sich, gehört zu haben, daß man Blenkins nebst ein paar andern Fremden, deren unordentliches Säuferteleben den Buren ein Greuel gewesen war, und denen überdies die Mittel zum Unterhalt fehlten, eines Morgens ergriffen, auf einen Ochsenwagen geladen und unter bewaffneter Begleitung an die Grenze des Freistaats geführt hatte, wo man sie entließ mit dem strengen Befehl, sich nicht mehr zurückzuwagen, weil man für Müßiggänger keinen Platz habe. In einem Lande, in dem ganze Scharen von Männern, die ihre Nationalität zum Vorwand für allerhand Grabscheu nahmen, umherzogen, war dies eine notwendige Vorsichtsmahregel, um sich von solchen zweifelhaften Existenzen zu befreien. Das einzige, was sich die Buren dabei vorzuwerfen hatten, war, daß die Säuberung keineswegs gründlich vorgenommen worden war. In den Städten ließen sie Hunderte von feindlich gesinnten Individuen zurück gegen das bloße Versprechen, sich ruhig verhalten zu wollen. Diese Versprechen wurden natürlich bei der ersten günstigen Gelegenheit gebrochen, und Männer, deren einzige Religion in dem

Verlangen nach Erwerb bestand, eilten mit wichtigen Nachrichten zwischen den anrückenden Armeen und jenen Mitländern hin und her, die nichts Besseres begeherten, als ihren neugeweckten Patriotismus gegen ein Land zu beweisen, unter dessen Schutz sie große Reichtümer zu sammeln hofften.

Blenkins hatte eine Pause gemacht, um sich neue Kraft aus einer Flasche anzutrinken, die er in der Tasche seiner Rockschöße aufbewahrte. Er leckte sich die Lippen und fuhr dann weiter fort:

„He, he, he! nun bin ich wieder hier und bei dem Punkt angekommen, der mir als Ziel vorgeschwebt hat. Auf welche Weise sollte sich ein Alleinstehender an einem Manne rächen können, dessen Körperkräfte größer waren als die drei andrer Männer? Eine kühne Frage, nicht wahr? Ja, dir würde es wohl nie gelungen sein, diese Ruß zu knaden, aber mir, Abraham van der Rath!“ Er klopfte sich scherzhaft mit dem Finger die Stirn. „Hier drinnen liegt mein Werkzeug, und das ist prima Sorte, meine schlimmsten Feinde werden das zugeben müssen. Ich benutzte die Zeit, grübelte scharf und fand . . . hä, hä, hä, es ist nun Krieg, meine Zeit war gekommen, und als du fort warst, begab ich mich hierher. Dein Junge . . .“

„Jaa!“ rief van der Rath aus, „was ist's mit ihm?“

Blenkins schloß die Augen halb und schielte unter den Lidern hervor nach seinem Feind. Er erkannte, daß er endlich einen verwundbaren Punkt gefunden hatte, und sein sonst so häßliches Gesicht drückte eine seltsame Freude aus.

„Es ist der dümmste Junge, den ich je gesehen habe, und ich habe in meinem Leben viele getroffen,“ sagte er sanft. „Er artet in dieser Beziehung augenscheinlich seinem Vater nach. Warte noch eine halbe Minute, Abraham van der Rath, und du wirst es vernehmen. Die vergrabenen Kanonen . . .“

„Die Kanonen?“ leuchtete van der Rath.

„Just die, ja. Was meinst du, wie ich erfuhr, wo sie vergraben lagen?“

„Du bist es also gewesen?“

„Ja, ich . . . und Jaa!“

„Das ist eine Lüge!“

„Warte ein wenig, alter Abraham, warte, sage ich! Du darfst nicht glauben, daß es mir leicht wurde, das Geheimnis aus dem Jungen herauszulocken, aber ich kletterte seine Eitelkeit, ich verdrehte die Augen und las stundenlang in der Bibel . . . Und als nichts andres half, da legte ich die Finger auf die alte Schwarte und schwor, daß ich sein Freund sei. Das war ich auch, bis er sich verplauderte, da ließ ich ihn im Stich. — Zum Henker, was schwachst du da, Kerl? — Mein . . . Meined? Unsinn, im Krieg sind alle Mittel gut, und wenn es sich darum handelt, den Feinden des teuren Vaterlandes Schaden zuzufügen, so werden Männer, die sich für tausendmal besser halten als du und ich, nicht eine halbe Sekunde zögern, das Gleiche zu thun.“

Blenkins schloß auf einen Augenblick die Augen, sein Triumph war zu groß, als daß er ihn auf andre Weise hätte genießen können. Der Mann vor ihm war vollständig vernichtet, das zeigten die zusammengefunkenen Gestalt, das farblose Gesicht und die Schweißtropfen auf seiner Stirn. Aber dann öffnete Blenkins seine Augen wieder, leckte sich die Lippen, als wenn er an einem Stück Konfekt gezogen hätte, und sagte:

„Das nenne ich Rache nehmen. Sei ruhig, alter Abraham, bald wird der ganze Distrikt wissen, was du und dein Sohn für prächtige Leute sind. Und bald wird hier jeder mit dem Finger auf dich zeigen, gerade so, wie du es mir einmal gemacht hast. Und ich werde wohl dafür sorgen, daß allen aufs genaueste klar wird, mit was derartige Aufschlüsse bezahlt werden. Ich werde den alten Fild auffuchen, er ist gewiß jetzt ein wenig erboht, und dem alten Zimmer und van Delft werde ich das Gleiche ins Ohr flüstern, und“ — er stand auf und schrie laut —: „sie werden mir glauben, wie sie dir einmal geglaubt haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagskind.

Als alle Rosen blühten,
Als wehte der Sommerwind,
Da wurde mir geboren
O Glück! — mein Sonntagskind!

Es ging als Sommerregen
Still lächelnd neben mir her,
Und was sein Händchen streifte,
Das quoll von Blüten schwer!

Die Rosen blühten und welken,
Die Stürme wehen ums Haus:
Da trug man still zum Thore
Mein Sonntagskind hinaus! —

Ans: „Requiem.“ Erinnerungsblätter einer Mutter. Braunschweig, Verlag von Richard Sattler, 1900.

*) Gemeint ist der englische Minister Joseph (Joe) Chamberlain.

Geborgen.

(Bild S. 245.)

Ein lustiges Leben und Treiben herrscht selbst am Abend auf dem durch Gaslaternen und Vogenlampen taghell beleuchteten Eislaufplatz. Nach den anregenden Klängen einer Musikkapelle schweben die Schlittschuhläufer auf der glatten Fläche dahin, und wenn auch einmal ein Anfänger hinstürzt, so erregt das nur allgemeine Heiterkeit. Die Herren haben hier die beste Gelegenheit, ihre Galanterie zu bewähren, indem sie den Damen die Schlittschuhe anschnallen, um dann paarweise mit ihnen der edeln Kunst des Eislaufes zu huldigen; oft bilden sich auch ganze Ketten, die sich an den Händen gefaßt halten und so in „bunter Reihe“ unter Lachen und Scherzen dahinschlüpfen. Manche zarte Häden von Herzen zu Herzen werden auf dem Eise gesponnen oder noch fester gedreht, wie auch unser hübsches Bild (nach dem Gemälde von G. Payer) das bezeugt. Ein jugendliches Paar hat sich dort zu trauter Zwiesprache zusammengefunden. In dem Trubel der Eisbahn und vor den vielen spähenden Blicken dort wäre das nicht möglich gewesen, denn die lebhafteste Aufmerksamkeit, die Herr Doktor Bergen seit einiger Zeit Fräulein Emmy Stetten zu widmen begonnen hat, ist schon von verschiedenen Seiten, die begründeteren Anspruch darauf zu haben glaubten, recht übel vermehrt worden. Glücklicherweise ist es aber dem Pärchen gelungen, hinter einem am Rande der Eisbahn errichteten kolossalen Schneemann eine Zufluchtsstätte zu finden, wo sie sich als völlig geborgen vor allen neidischen und übelwollenden Augen betrachten dürfen. Der weiße Riese streckt abwehrend seine beiden Arme aus und scheint allen Unberufenen zuzurufen: „Kommt mir nicht zu nahe und stört mir die beiden nicht, die mein Asylrecht angerufen haben!“

Der Herrenmeister.

(Bild S. 249.)

Rangabstufungen und verschiedene Klassen giebt es auch unter den „fahrenden Leuten“. Auf der untersten Stufe dieser sozialen Leiter steht der „Herrenmeister“, den uns G. Kotschenreiter auf seinem lebensvollen Bilde vorführt; das sieht man auf den ersten Blick. Vielleicht hat er früher einmal bessere Zeiten gesehen und ist gutbezahltes Mitglied eines Cirkus gewesen; dann aber ist er mehr und mehr heruntergekommen und zieht nun mit seinem Buben und seinem Pudel, die sich mit ihm produzieren, als richtiger Zigeuner von Ort zu Ort. Nach eingeholter Genehmigung des Wirtes hat er den anwesenden Gästen zunächst allerlei Athleten- und Jongleurkünste gezeigt, wobei auch der Knabe mitwirkte, dann mußte der Pudel Ponto, das „höchste Wunder der Tierdressur“, durch Reisen springen und andre Kunststücke machen. Hierauf verkündet der Künstler, daß er nunmehr einige Vorführungen aus dem Bereiche der Magie und Salonzauberei folgen lassen werde; er habe die Ehre gehabt, sie sogar mehreren „gekrönten Potentaten von Europa“ vorführen zu dürfen und sei durch deren allerhöchsten Beifall ausgezeichnet worden. Was seine Geschicklichkeit den Zuschauern zu sehen giebt, erregt ihr bewunderndes Staunen, das seinen Gipfel erreicht, als der „Herrenmeister“ aus einem leeren Hut eine ganze Menge von Dingen und zuletzt sogar einen jappelnden Frosch herausholt. Die Bauern lachen zwar darüber, manchem mag aber doch wohl ein geheimer Schauer über den Leib laufen mit dem Gedanken, daß dergleichen doch kaum mit rechten Dingen zugehen könne. Dieses Kunststück würdigen sogar die Honoratioren vom Stammtisch ihrer wohlwollenden Aufmerksamkeit, natürlich aus geziemender Entfernung; hoffentlich vergessen sie aber auch nicht, dem armen Schlucker dafür eine klingende Anerkennung zu spenden.

Die Leistungen der drahtlosen Telegraphie.

Technische Skizze

von

Alexander Ritter.

Im Frühjahr 1897 traf in London ein junger Italiener ein, der unter seinem Gepäc allerlei handwerkliche Instrumente mit sich führte. Das hatte bereits unterwegs Argwohn erregt; die Polizei wurde aufmerksam und verhaftete schließlich den gefährlichen Anarchisten, dessen vermeintliche Höllenmaschinen mit Beschlag belegt wurden. Der Fremde aber erklärte ganz gelassen, er sei der Ingenieur Guglielmo Marconi, ein Schüler des namhaften Physikers Professor Righi; er wäre an den Chef des englischen Telegraphenwesens, Mr. Preece, empfohlen, dem er ein neues System der Telegraphie unterbreiten wolle. Da Preece die Angabe bestätigte, so beeilte man sich natürlich, den Verhafteten mit vielen Entschuldigungen wieder freizugeben. Nicht lange nachher erregten die ersten Nachrichten über Marconis gelungenen Versuche mit der „Telegraphie ohne Draht“, die an der englischen Küste ausgeführt wurden, überall Staunen und Bewunderung.

Diese merkwürdige Methode des Telegraphierens, welche die Botenchaften mittels elektrischer Wellen frei durch den Raum sendet, ist bisher noch keineswegs zum Abschluß gelangt. Trotzdem hat sie — im Gegensatz zu der noch immer im Versuchsstande des Labora-

toriums befindlichen Telephonie ohne Draht — sich jedoch in der Praxis bereits ein so vielseitiges Gebiet erobert, daß es wohl angezeigt sein dürfte, eine Uebersicht über ihre gegenwärtigen Leistungen unter Hinweis auf die neuen Vervollkommnungen zu geben.

Der Name „Telegraphie ohne Draht“ ist eigentlich nicht ganz passend, da auch sie Drahtleitungen, oft sogar von ziemlicher Länge, verwendet, die freilich nicht als eigentliche Telegraphenleitungen dienen, sondern gewissermaßen als gebende und empfangende Telegraphenapparate. Es wird deswegen neuerdings die Bezeichnung „Funken- oder Wellentelegraphie“ angewendet, doch hat sich die erste Bezeichnung einmal eingebürgert und mag, wenn man das vorhin Bemerkte nicht aus dem Auge verliert, auch unbedenklich beibehalten werden.

Marconi gebührt unstreitig das Verdienst, die drahtlose Telegraphie zuerst praktisch anwendbar gemacht zu haben, allein erfunden hat er sie keineswegs, sondern nur einen Bau vollendet, dessen Grundsteine vor ihm von andern Forschern gelegt worden waren. In erster Linie durch den großen deutschen Physiker Heinrich Herz, dessen Arbeiten unter andern auch Ausgangspunkt wurden für Röntgens Entdeckungen und alles mit ihnen Zusammenhängende. Herz wies nach, daß die Induktionswirkungen sich frei durch den Raum in Wellenform verbreiten, und konstruierte Apparate zur Erzeugung und Wahrnehmbarmachung elektrischer Wellen. Erst durch die von ihm 1888 entwickelten Gesetze der durch die oscillierenden Entladungen eines elektrischen Funkens hervorgerufenen elektrischen Ausstrahlungen ist die drahtlose Telegraphie möglich geworden. Seine Versuche bestätigten die längst gehegte Vermutung, daß alle Naturkräfte nach gleichen Gesetzen wirken, und daß insbesondere Licht und elektrische Strahlen Erscheinungen sind, die sich nur durch Zahl und Länge der Wellen unterscheiden. Als den Träger dieser Wellenbewegung nimmt man den das Weltall und alle Körper erfüllenden und durchdringenden Äther an. Die Lichtwellen sind sehr klein, während die elektrischen Wellen oder Strahlen elektrischer Kraft meist viele Meter lang sind; die Geschwindigkeit beider ist wenig verschieden: die Elektrizität ist nur unbedeutend schneller als das Licht. Elektrische Schwingungen oder Oscillationen werden hervorgerufen durch den elektrischen Funken.

Zur Erzeugung der elektrischen Wellen erfand Herz einen Apparat, welcher der Hauptsache nach aus zwei Teilen besteht: dem Oscillator, neuerdings Strahlapparat genannt, mit dem die elektrischen Schwingungen hervorgerufen und versendet werden, und dem Resonator oder Aufnahmeapparat. So wie der letztere gegenwärtig bei den meisten Systemen drahtloser Telegraphie eingerichtet ist, spielt die Hauptrolle dabei der von dem französischen Physiker Branly erfundene Kohärer (von kohären, anziehen), neuerdings meist Fritter (als „fritten“ bezeichnen die Techniker das oberflächliche Schmelzen pulverförmiger Massen) genannt. Er beruht auf der merkwürdigen Beobachtung, daß der elektrische Strom lose in einer Glasröhre übereinander geschichtete Metallförmchen, wie Eisen-, Kupfer- oder Nickelbleispanne nicht zu durchdringen vermag, daß diese aber in demselben Augenblick zu einem guten Leiter werden, da sie in den Bereich elektrischer Wellen gelangen. Die leiseste Erschütterung der Metallkörner macht sie wieder nichtleitend; diese Umwandlung bewirkt der von dem englischen Physiker Lodge dem Fritter hinzugefügte elektromagnetische Hammer durch sein Anschlagen.

Marconi ermöglichte es nun durch mehrfache Verbesserungen an den von ihm benutzten Apparaten und durch Anwendung von Fangdrähten oder Antennen, die größere Strahlenmengen auszusenden, jedoch auch schon früher von Edison benützt worden waren, die Herzschen Wellen für die drahtlose Telegraphie praktisch zu verwerten. Das Verfahren dabei ist in der Hauptsache folgendes: Drückt man in der Aufgabestation den Taster des Telegraphen nieder, so werden durch Induktion Funken erzeugt. Erläuternd sei bemerkt, daß die bloße Annäherung eines elektrischen Körpers genügt, einen vorher unelektrischen gleichfalls elektrisch zu machen. Bringt man z. B. einen in sich geschlossenen Draht in die Nähe eines andern, von einem elektrischen Strom durchflossenen, so entsteht jedesmal beim Öffnen und Schließen dieses Stromes auch in jenem Draht ein momentaner elektrischer Strom. Diese Wirkung nennt man Induktion und die momentanen Ströme Induktionsströme. Letzteren kann man außerordentlich hohe Spannungen geben mit Hilfe der sogenannten Ruhmkorffschen Induktionsapparate oder Funkeninduktoren. Auch Marconi benützt für seinen Sendepapparat einen großen Ruhmkorffschen Induktor, dessen Funkenentladungen den umgebenden Äther in Schwingungen versetzen, die sich nun wellenförmig in kugelförmiger Ausbreitung immer weiter fortsetzen, also nach allen Richtungen hin. Auf diese Weise müssen sie unbedingt nach der Empfangsstation gelangen, wo immer diese auch liegen mag. Dort rufen sie durch ihre eigenartige Wirkung auf den Fritter in dem angeschlossenen Draht

einen Strom hervor, der einen Elektromagneten erregt und den Morseapparat in Thätigkeit setzt, um die Depesche aufzuzeichnen, indem er bei einer längeren Folge von Schwingungen einen Strich, bei kürzerer einen Punkt macht. So wird durch jede ankommende Welle der Fritter leitend, indem sie die Teilchen des Metallpulvers sich mit einer gewissen Kohärenz aneinander schließen läßt; gleich nach ihrem Erlöschen klopft aber jedesmal der Klöppel des elektro-magnetischen Hammers gegen das Glasröhrchen, wodurch infolge der Erschütterung die Leitungsfähigkeit des Pulvers aufgehoben und der Fritter zum Empfang des nächsten Zeichens wieder bereit gemacht wird.

Die Entfernung, auf die man mittels einer solchen Einrichtung Zeichen geben kann, wurde von Marconi ganz erheblich gesteigert, indem er am Geber- wie am Empfangsapparat lange, isolierte Drähte frei ausspannte und die Apparate außerdem leitend mit der Erde verband. Je länger die Drähte sind, um so weiter bleiben die Wellen wirksam; offenbar, weil sie durch die ähnlich wie ein Schallrohr wirkenden Drähte gebündelt werden, sich zu zerstreuen, sondern sich wesentlich in der Richtung zwischen den beiden Drähten ausbreiten müssen.

Ferner verbesserte Marconi den Funkenzeuger oder Generator wie den Fritter; er gestaltete die korrespondierenden Stationen symmetrisch, daß jede sowohl geben als empfangen kann, und ermöglichte es, mittels eines Transformators die von den ankommenden Wellen erzeugten hohen Spannungen in passendere umzuwandeln, wodurch die Spreizweite um 30 Prozent erhöht wurde. In Bezug auf die Größe der Entfernung ist er von vornherein allen Mitbewerbern überlegen geblieben, und als es ihm gelang, jene von 100 Kilometer schon bald bis auf 300 Kilometer zu erhöhen, gab es keinen prinzipiellen Grund mehr, eine noch viel ausgedehntere Steigerung nicht für möglich und erreichbar zu halten. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß — während die elektrischen Wellen auf ihrem Wege durch Bäume, Gebäude und Bodenerhebungen nicht merklich behindert werden — Witterungseinflüsse, ferner Staub, Menschenansammlungen und ganz besonders die Luftelektrizität häufig eine Verständigung unmöglich machen. Dagegen soll sie, wie Marconi versichert, auch durch den dichtesten Nebel nicht beeinflusst werden, wodurch die den Schiffen in der Nähe von Küsten und Flußmündungen drohenden Gefahren sich wesentlich vermindern lassen. Am besten gelingt das Telegraphieren ohne Draht auf offener See oder von der Küste nach einem Schiff, ferner von hohen Masten, Türmen oder Luftdrachen und Fesselballons aus.

Als fernerer Nebelstand war zu verzeichnen, daß bei dieser Art der Nachrichtenübermittlung ein telegraphisches Geheimnis nicht gewährleistet werden konnte, da jeder Fritter, zu dem die sich ausbreitenden Wellen auf ihrem Wege gelangen, angeregt wird. Jedermann vermag daher diese Wellen aufzufangen und ihre Geheimnisse zu enthüllen, wenn nicht etwa ein vereinbartes Ziffernsystem beim Telegraphieren benutzt wird. Ebenso war die gleichzeitige Uebersendung mehrerer Depeschen nach demselben Ziel bis vor kurzem unmöglich. Marconi hat nun neue Apparate hergestellt, die aufeinander abgestimmt und so eingerichtet sind, daß der Empfänger auf der einen Station ausschließlich auf die Wirkung des entsprechenden Sendepappartes der andern reagiert und antwortet. Bei Versuchen zwischen Poole in Dorset und Sta. Catherine's Point auf der Insel Wight, zwei 48 Kilometer voneinander entfernten Stationen, wurden in der letzteren gleichzeitig eine Depesche in französischer und eine zweite in englischer Sprache aufgegeben. Die beiden entsprechenden Empfänger, die in Poole aufgestellt waren, schrieben unabhängig voneinander die Depeschen ohne Fehler in den zwei Sprachen nieder. Um die Leistungsfähigkeit dieser neuen Apparate noch mehr hervortreten zu lassen, wechselte die englische Admiralität, während die Signale zwischen beiden Stationen erfolgten, Depeschen zwischen Portsmouth und Portland; diese Strecke war so gewählt, daß die Wellenzüge der beiden Linien einander durchschneiden mußten, trotzdem aber wurde der Betrieb nicht im geringsten dadurch beeinflusst. Angaben über die Konstruktion dieser Apparate will Marconi erst machen, wenn seine Patente gesichert sind.

Inzwischen hat auch Geheimrat Professor S l a b y, Charlottenburg-Berlin, mit seinem früheren Assistenten, dem Grafen A r c o, sowohl die Geheimhaltung drahtlos übermittelter Nachrichten wie auch eine drahtlose Mehrfachtelegraphie durch ein neues Verfahren ermöglicht, das aber sofort ganz offen bekannt gegeben wurde. Es werden bei dieser Methode mit Hilfe eigenartiger Schaltungen am Absender elektrische Wellen von genau gemessener Länge erzeugt, der die Empfangsapparate ebenso genau angepaßt sind. Geber- und Empfängerapparat sind auf dieselbe Länge elektrischer Wellen und somit elektrisch aufeinander abgestimmt. Wenn nun von einem Empfangsdraht elektrische Wellen verschiedener Länge aufgenommen werden, so finden dennoch in die daran angeschlossenen Empfangsapparate nur diejenigen Wellen

Zutritt, für die sie abgestimmt sind. Die Apparate nehmen selbstthätig ein Sortieren der Wellen nach ihrer Länge vor, indem sie nur solche von passender Länge hindurchgehen lassen, die übrigen aber abweisen. Ein anderer Apparat Elabys, der sogen. „Multiplikator“,

regt die Spannung auf ihrem Wege bereits geschwächerter Wellen von neuem an und verstärkt sie automatisch. Seine Wirkungsweise läßt sich mit der des Resonanzbodens bei der Geige und dem Klavier vergleichen; die Einfügung dieses aus einer Drahtspule von eigen-

artiger Wicklung bestehenden Instrumentes befähigt den Fritter zur Reaktion auf ganz geringfügige Spannungen, die an den Empfängerapparat gelangen.

Außer den bereits Genannten hat sich noch eine ganze Reihe von Gelehrten und Ingenieuren (Guarini, Schäfer,



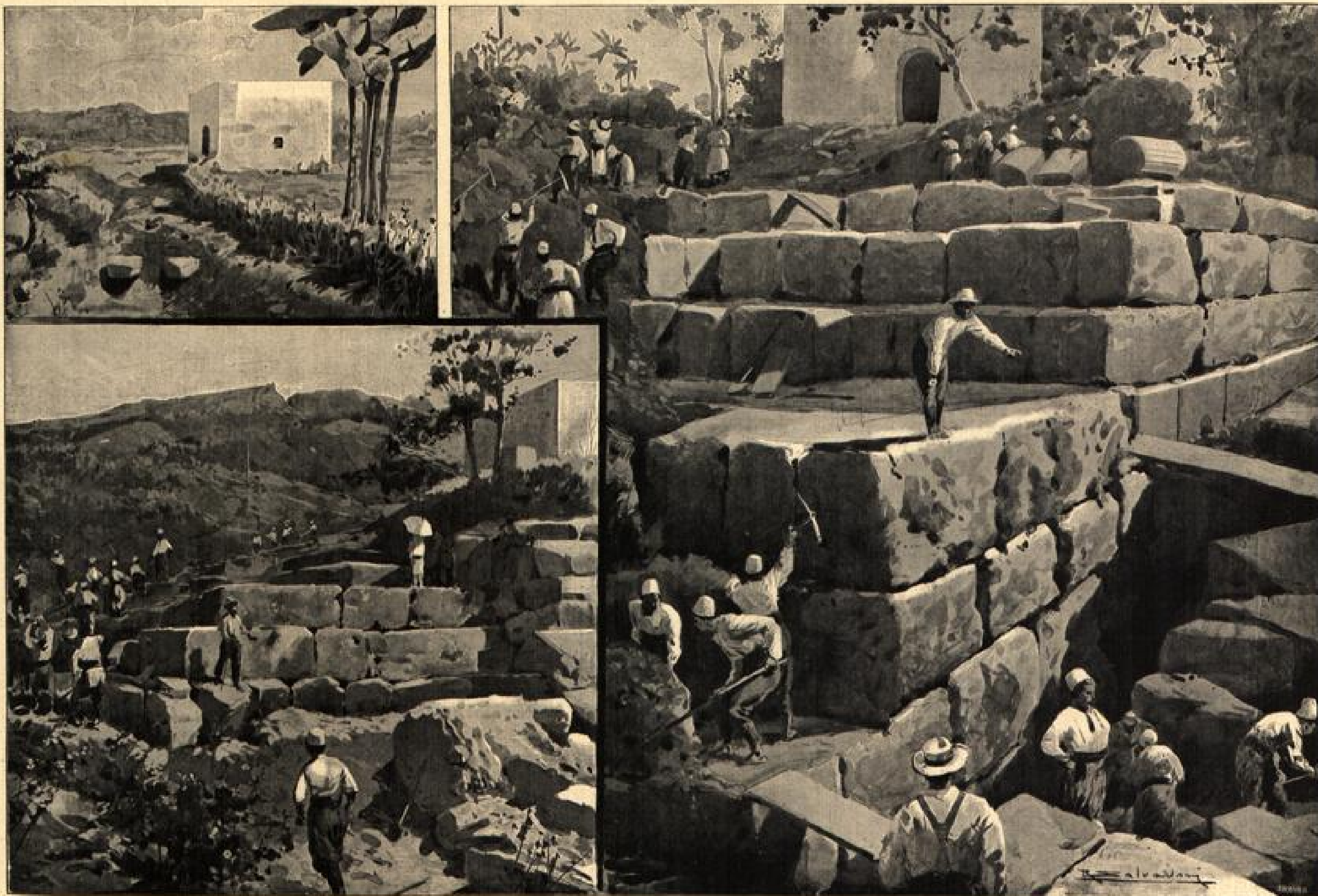
Felicitas. Nach dem Gemälde von Conrad Kiesel.

Photographie-Vergag von Franz Konstantin in München.

Zidler u. a.) mit der Verbesserung der drahtlosen Telegraphie befaßt. Professor Dr. Braun in Straßburg hat eine ganz neue Art erfunden, beruhend auf seinem „Prinzip der induktiven Sendererregung“, d. h. der Verwendung langer, nicht durch statische Entladungen, sondern durch Induktion erzeugter Wellen. Zum besseren Verständnis muß vorausgeschickt werden,

daß man keine größere „Tragweite“ der Sender dadurch erzielen kann, indem man etwa kräftigere Induktionsapparate benutzt. Es giebt nämlich eine bestimmte günstigste Funkenlänge, über die hinaus keinerlei Energiezufuhr die Energie der Wellen zu steigern vermag. Braun stellte nun fest, daß sich dieser Uebelstand und gleichzeitig auch die Gefährlichkeit starker Ladungen

vermeiden läßt, wenn man den Sender anstatt durch statische Entladungen, wie bisher, durch Induktion zu elektrischen Schwingungen anregt. Marconi und Elabys-Arco erregen den Draht des Senders, der die Funkenwellen in den Raum ausstrahlt, unmittelbar durch statische Ladungen, d. h. sie schalten in den Draht selbst eine Funkenstrecke ein, wie sie beispielsweise zwischen



Ausgrabungen im alten Phönicien: Der Tempel in Saida (Sidon). Zeichnung von H. Salvadori.
(Wetzel S. 254.)

den Konduktoren einer Elektrifizierungsmaschine sich bildet, und bringen durch die darin überspringenden Funken den Senderdraht in elektrische Schwingungen, die zwar energiegelicht, aber nicht hinreichend nachhaltig sind. Bei dem System Braun stellt der eigentliche Sender eine funkenlose metallische Leitung dar, die mittels eines Transformators mit einem Lokalstromkreise verbunden ist, in dem sich Leydener Flaschen gewöhnlicher Größe, die allen Anforderungen genügen, entladen. Diese Entladungen erzeugen in dem Senderdraht durch elektromagnetische Induktion lange elektrische Wellen, die ihn in nachhaltige elektrische Schwingungen versetzen. Diese Wellen sind ganz ungefährlich und leicht zu isolieren; auch nimmt die Empfangsstation nur die für sie bestimmten Wellen auf, während sie von andern nicht beeinflusst wird. Ohne weiter auf die technischen Einzelheiten einzugehen, sei nur hervorgehoben, daß man auf diese Weise die zugeführte Energie steigern kann, und daß theoretisch keine Grenze für die praktische Energiesteigerung abzusehen ist.

Von der „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie System Braun und Siemens & Halske“ ist Cuxhaven mit der Insel Neuwerk und den Elbefeuerschiffen, sowie mit Helgoland verbunden; die Anlage hat sich bisher vortrefflich bewährt, wofür dem Oberingenieur der Firma Siemens & Halske, Dr. Koepfel, ein besonderes Verdienst zusteht. Ein gleiches gilt von der Verbindung zwischen Vortum-Leuchtturm und Feuererschiff-Vortum-Riff, ausgeführt durch Ingenieure Marconis auf Kosten des Norddeutschen Lloyd. Die Vorteile dieser Einrichtung für den Lloyd schildert der „Nauticus“ zutreffend folgendermaßen: „Es ist dem Lloyd von großem Wert, das genaue Eintreffen seiner Dampfer in Bremerhaven sowohl wie in Southampton zu erkennen. Fast alle Dampfer der genannten Linie steuern jetzt das Vortum-Feuerschiff auf Signalentfernung an. Haben die Dampfer selbst Funkentelegraphie-Einrichtung, so kann der Abstand vom Feuerschiff natürlich ein größerer sein, als wenn ein Flaggen- oder Lichtersignal gemacht werden muß. Es folgt auch hieraus schon, daß die Dampfer ihre Fahrt zum Zweck des Signalisierens nicht zu ermäßigen oder ihren Kurs nicht zu ändern brauchen, wenn sie im Stande sind, sich auf große Entfernungen mittels der Funkentelegraphie mit dem Feuerschiff zu verständigen. Besonders vorteilhaft ist diese Art der Signalverbindung noch bei unsichtigem, nebligem oder stürmischem Wetter, wobei sonst eine Verständigung mit dem Feuerschiff auf große Schwierigkeiten stößt. Das Vortum-Riff-Feuerschiff giebt nun die Meldungen der Dampfer mittels Funkentelegraphie nach der etwa 18 Seemeilen entfernten Marconi-Station auf dem neuen Leuchtturm auf Vortum weiter, von wo sie dann auf gewöhnlichem telegraphischem Wege nach Bremen oder Southampton befördert werden. Passieren die Dampfer in Funkentelegraphieweite vom Leuchtturm selber, d. h. zwischen dem Feuerschiff und Land oder in der Nähe des Feuerschiffes, so nimmt Vortum-Leuchtturmstation die Depeschen direkt auf, und die Meldungen gelangen noch früher an ihren Bestimmungsort. Die Direktion bzw. Agentur ist nun in der Lage, das Eintreffen der Dampfer ziemlich genau vorausbestimmen zu können und braucht die viele Kosten verursachenden Hilfsmittel zur Beförderung der Passagiere und Fracht der Güter, wie Extrazüge und Schlepper, nicht unnötig früh bereitzustellen. Ebenso brauchen erst beim Eintreffen des Telegramms alle sonstigen Vorbereitungen für das Einlaufen und Festmachen des Dampfers am Quai getroffen zu werden.“

Auch der Rotersand-Leuchtturm steht in funken-telegraphischer Verbindung (System Schäfer) mit dem Bremerhavener Kaiserdamm. Ähnliche Schiffsmelde-Stationen befinden sich an zahlreichen Punkten der englischen und nordamerikanischen Küste (auch in Gibraltar ist eine); ferner Marine-Signal- und Warnungsstationen. Auf der Linie Dover-Ostende sind alle Postdampfer mit entsprechenden Apparaten versehen behufs fortwährender Verbindung mit den Häfen, und in fast allen Kriegsmarinen ist bereits ein großer Teil der Schiffe damit

ausgerüstet. Daß aber auch für das Landheer die drahtlose Telegraphie eine große Bedeutung (Verständigung mit eingeschlossenen Festungen u. s. w.) haben kann, liegt auf der Hand; bei den beiden letzten deutschen Kaisermandövern sind schon fahrbare Funkentelegraphie-Stationen zum Geben und Empfangen, die mit Ballons und Drachen versehen waren, in Thätigkeit getreten. Ferner hat man die drahtlose Telegraphie im Binnenlande benutzt zur Ueberbrückung der sumptigen Peihoniederung als Zwischenglied der Telegraphenlinie Tientsin-Peking. Sie dient als Ersatz für gewöhnliche Telegraphie auf den Sandwichinseln und zwischen den Stationen des Kongostaates. Die Londoner Marconi-Gesellschaft hat bei der englischen Regierung die Genehmigung nachgesucht, ein vollständiges Netz für drahtlose Telegraphie mit Anschluß an das Landtelegraphennetz zur allgemeinen Benutzung einzurichten.

Der berühmte Experimentator Tesla hat die feste

Phönizien und Phönizier bedeuteten. Schon in den Gesängen Homers ist von sidonischen Stoffen und Kunstwerken die Rede, und im Alten Testament werden Sidon, seine Götter, seine Sprache und seine Kaufleute häufig erwähnt. Von dieser im Altertum hochberühmten sidonischen Kunstfertigkeit sind aber bloß wenige Reste auf uns gekommen, aus denen sich nur so viel erraten läßt, daß die Phönizier die Kunst ihrer semitischen Hinterländer, Assyriens und Babyloniens, den Völkern an den Gestaden des Mittelmeers überbracht haben. Auf dem Boden des alten Sidon, dem heutigen türkischen Saïda, das am Fuße des Libanon liegt, der hier bis zu sieben Kilometern an das Meer herantritt, sind schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von den Franzosen unter Ernest Renan Ausgrabungen veranstaltet worden, die sich aber nur auf die Gräberstadt erstreckten. Der wichtigste Fund, der dort gemacht wurde, war der Sarkophag des Königs Eschmunazar. Er war der letzte seines Stammes, und seine Regierungszeit fällt in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. Im vorigen Jahre sind die Ausgrabungen durch den Italiener Edmondo

Durighello auf Kosten der türkischen Regierung wieder aufgenommen worden, und obwohl ihm von dem Kaiserlichen Museum in Konstantinopel nur 800 Franken zur Verfügung gestellt worden waren, hat er doch mit überraschendem Erfolg gearbeitet. Es gelang ihm nämlich, den Tempel des phönizischen Gottes Eschmun aufzudecken, der der zu den Göttern erhobene Ahnherr der sidonischen Königsdynastie gewesen zu sein scheint, und, wie unsere Abbildungen zeigen, den aus gewaltigen Quadern zusammengefügt, terrassenförmig aufsteigenden Unterbau zu einem beträchtlichen Teil bloßzulegen. Die Gestalten der Arbeiter geben einen Maßstab zur Beurteilung des kolossalen Umfangs der aufeinander getürmten Steinblöcke. Außer vier Statuen wurden auch fünf phönizische Inschriften gefunden, von denen die eine folgende Widmung enthält: „Ich, Azar, König der Sidoniten, Sohn des Sohnes von Eschmun-Azar, König der Sidoniten, habe diesen Tempel erbaut, der heilig ist dem Gotte Eschmun, dem Himmlischen.“ Der Eigentümer des Geländes, auf dem der Tempel liegt, hat die Ausgrabungen allerdings nicht mit freundlichen Augen verfolgt. Aber es scheint, daß er vorläufig auf seinem Besitztum noch ruhig weiter hausen kann, da die Ausgrabungen nach dem Verbrauch der angewiesenen 800 Franken eingestellt werden mußten. Bei dem traurigen Zustande der türkischen Finanzen ist eine baldige Fortsetzung nicht zu erwarten. Immerhin sind die Ergebnisse von großer Bedeutung, da sie uns einen weiteren Beitrag zur Aufklärung über die Bauart des ältesten Salomonischen Tempels in Jerusalem liefern, der bekanntlich von phönizischen Bauleuten ausgeführt worden ist.

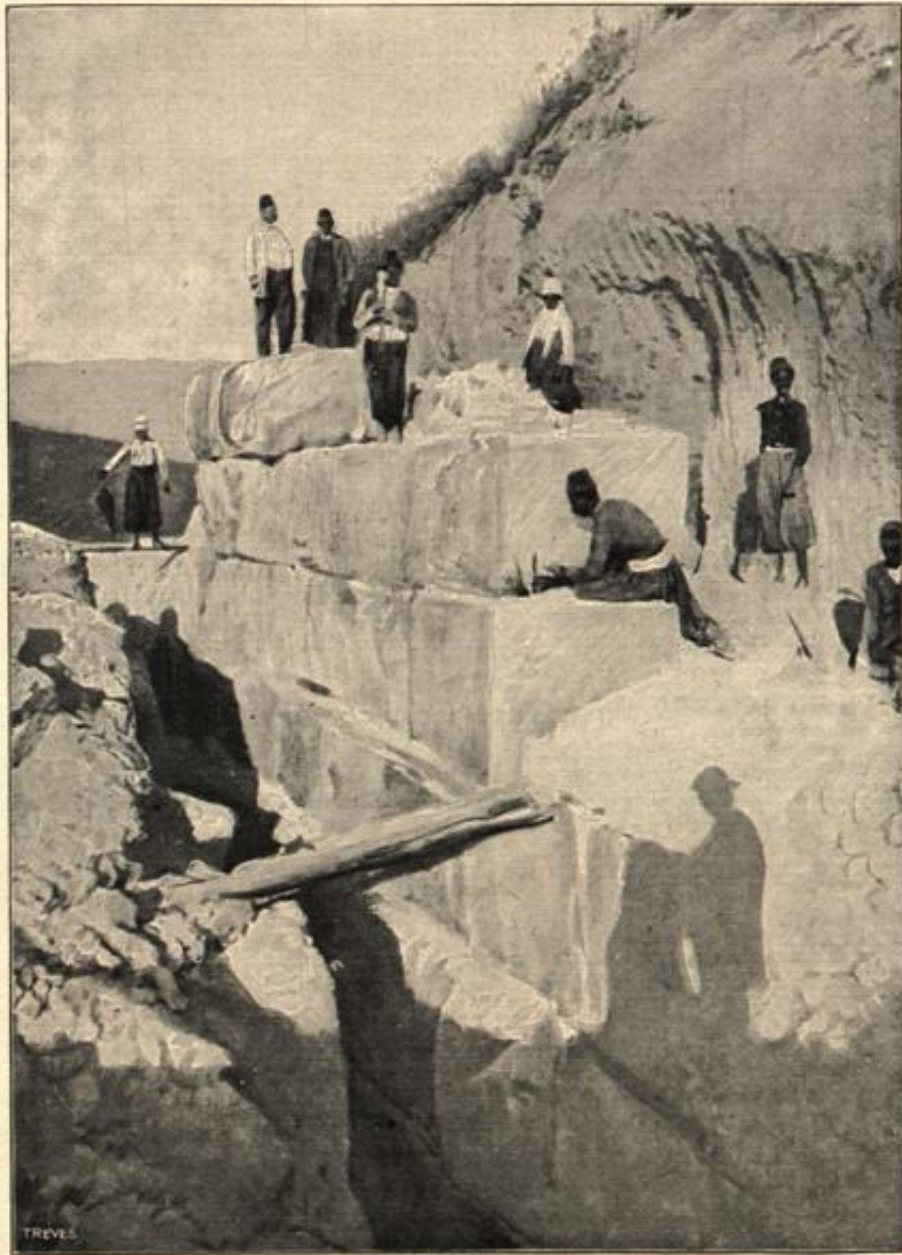
Ein zweites, höchst charakteristisches Beispiel phönizischer Kunst bieten wir unsern Lesern in einer wenig bekannten Frauenbüste aus Kalkstein, die im Jahre 1897 in Elche, an der mittleren Ostküste Spaniens, wo sich ebenfalls die Phönizier angesiedelt hatten, aufgefunden worden ist. Hier ist bereits das Orientalische mit griechischer Formenschnitzerei verschmolzen worden, wie sich aus der edeln Gesichtsbildung erkennen läßt. Von großem Interesse ist der Kopfschmuck, eine mächtige Haube mit Flügel, die die Ohren verdeckt. Es ist offenbar die Tracht vornehmer Frauen, die die Erde nach mehr als zweitausend Jahren den findigen Schatzgräbern unserer Zeit offenbart hat. Wir haben das Bildnis einer Frau vor uns, die etwa um 800 v. Chr. gelebt und diese Büste für ihr Grabdenkmal hat anfertigen lassen.

H. A.

Das Waisenheim Borromäum in Graz

(Bilder S. 248)

feierte am 22. Dezember 1901 sein fünfzigjähriges Gründungsfest. Weiland Karl Borromäus Graf von Inzaghi schenkte im Jahre 1851 dem damaligen Verein zur Unterstützung von Waisenknaben ein Haus mit Garten, welches zur Erinnerung an den hochherzigen Spender Borromäum genannt wurde. Es war damals das einzige Institut in Graz, welches Waisenkinder unentgeltlich aufnahm. Die Kinder bleiben bis zum vollendeten vierzehnten Jahr in der Anstalt und werden dann nach eigener freier Wahl zu tüchtigen Handwerkern oder Landwirten in die Lehre gegeben. Auf diese Weise sind gegen 1500 rechtschaffene Staatsbürger der menschlichen Gesellschaft zugeführt worden. Die Anstalt erhält sich durch Spenden. Protektorin ist die Stadtgemeinde Graz, welche 2000 Kronen jährlich beiträgt. — Unser zweites Bild zeigt die Zöglinge des Waisenheims in der steiermärkischen Landestracht, die für sie aus Anlaß des Jubiläums eingeführt worden ist.



Ausgrabungen im alten Phönizien: Die Ruinen des Tempels in Saïda.

Zuversicht ausgesprochen, daß es möglich sein müßte, ohne Draht über die Weltmeere und über die ganze Erde zu telegraphieren und so die ungeheuer kostspieligen submarinen Kabel und die Ueberlandtelegraphen überflüssig zu machen. Es scheint das thätächlich ausführbar, seitdem es am 11. Dezember 1901 Marconi gelang, in St. Johns (Neufundland) Signale von einer 1700 Meilen entfernten Station in Cornwallis über das Meer zu erhalten, womit er das Problem der drahtlosen Telegraphie als gelöst betrachtet.

Ausgrabungen im alten Phönizien.

(Bilder S. 253, 254 u. 262.)

Unter den Städten des alten Phöniziens, aus denen die in Handwerk und Kunst angeübten Juden Bauleute und Künstler kommen ließen, wenn es sich um Einrichtung von Prachtbauten handelte, wie es der Salomonische Tempel war, waren Sidon und Tyrus die mächtigsten. Sidon war die älteste. Sie war die Stammutter von Tyrus, und die Erzeugnisse ihrer Industrie und ihrer Kunst, ihre Handelswaren waren im Morgen- und Abendlande so berühmt, daß bei den Hebräern wie bei den Griechen und Römern Sidon und Sidonier soviel wie

Notquartier.

Novelle

von

O. Metterhausen.

Illustriert von Adolf Wals.

(Schluß.)

Einige Tage später herrschte in den Straßen von Kaisersbrunn früh ein reges militärisches Leben. Auf Befehl des Generalkommandos sollte eine größere Feldübungsübung des Regiments „Erbprinz“ in weiterer Entfernung stattfinden, an der auch die in den benachbarten Garnisonen liegenden Truppen teilnahmen.

Angenehm war diese Aussicht zwar keineswegs, denn das Thermometer zeigte verschiedene Grade unter Null, und die Wege waren handhoch mit Schnee bedeckt; immerhin aber war solch ein Wintermanöver eine willkommenere Unterbrechung der Rekrutenbrillerei.

Schon im ersten Morgengrauen hatten die Truppen die Stadt verlassen, und langsam wälzte sich die lange Heereskolonne die Chaussee entlang. Erst gegen zehn Uhr kam man auf dem beschlossenen Rendezvousplatz an. Die Erbprinzen schwenkten von der Straße ab aufs Feld, nahmen hinter einer auf der vorliegenden Höhe aufgestellten Avantgardenbatterie Aufstellung und setzten zu kurzer Rast die Gewehre zusammen.

Die Offiziere hatten sich zusammengefunden und umstanden lachend den dicken Gellingen, der tiefjüngliche Betrachtungen über das heutige Manöver und die Wetteraussichten zum besten gab.

„Ja, ja, Kinder,“ meinte er dann, „so geht's, gestern noch auf stolzen Rossen, heute: Hin in die Kartoffeln, raus aus den Kartoffeln.“ Ich wollte, es wäre Abend oder die Preußen kämen. Aber,“ unterbrach er sich, „was macht denn der klassische Brandt da? Der lernt wohl die Manöverkarte auswendig?“

In der That stand Brandt seitwärts und stöberte eifrig in der Manöverkarte herum.

„Er schmiedet die Generalidee für die heutige Schlacht, Onkel Dicksen,“ meinte einer der Offiziere.

„Unsinn, seine Gedanken sind viel harmloserer Natur. Er übt sich im Distanceschätzen, zwischen hier nämlich und dem Gute des alten Schildfeld.“

„Gellingen hat recht! Sie sind ein neu aufgelegter Cumberland, Dicksen.“

„Bin ich auch, ich kann aber die Gedanken von ferne lesen. Geben Sie sich keine Mühe, Brandt, Schildfeld liegt noch eine gute halbe Meile jenseits dieses Kubikon, den wir heute schwerlich überschreiten werden.“ Er deutete auf das Fläzchen, über das in etwa zehn Minuten Entfernung die Chaussee vermittelt einer Brücke hinwegführte.

„An die Gewehre!“ erscholl in diesem Augenblick die Stimme des Obersten, der auf der Höhe hielt. Die Offiziere stoben auseinander, und einen Augenblick lang wimmelte es in der Haufenkugel von den auf ihre Plätze eilenden Soldaten wie in einem aufgeschreckten Ameisenhaufen, aber gleich darauf standen die schnurgeraden Reihen regungslos vor und hinter den Gewehrpyramiden.

Hüttenbach hatte sich aufs Pferd geschwungen und war an die Seite des Regimentskommandeurs geeilt. Während er neben diesem auf der Höhe hielt, gewahrte er plötzlich einen Schlitten, der von der einzigen Infanterie, einer Dame, gelenkt, die Chaussee von Kaisersbrunn herabkam. In dem Federbusch, der den Kopf des feurigen Fuchses schmückte, erkannte der Adjutant die Schildfeldschen Farben blau-weiß. Und mit Hilfe des Krimschneiders stellte er fest, daß, wie er gleich vermutet hatte, die Baroness Schildfeld die Lenkerin des Gefährts war.

Gerade als der Schlitten auf der Höhe des Standpunktes Hüttenbachs angelangt war, fiel der erste Schuß bei der Avantgardenbatterie. Hüttenbach sah mit Entsetzen, wie der Fuchs erschreckt aufbäumte und dann plötzlich in gewaltigen Schritten die Chaussee entlang raste. Auch der Oberst hatte es bemerkt.

„Um Gottes willen, Herr von Hüttenbach,“ rief er seinem Adjutanten zu, „das giebt ein Unglück. Kennen Sie den Schlitten?“

„Die Baroness Schildfeld, Herr Oberst. Würde es mir gestattet sein, einen Versuch zur Rettung zu machen?“

„Selbstverständlich, Herr Leutnant!“

Hüttenbach hatte sein Pferd herumgeworfen und sprengte den Hügel hinab auf die Chaussee zu, um dem Schlitten den Weg abzuschneiden. Aber das durchgehende Pferd, das durch die jetzt beginnende Kanonade noch wilder gemacht wurde, hatte einen Vorsprung ge-

wonnen, der in so kurzer Zeit nicht einzuholen war. Erst einige Pferdeklängen hinter dem Schlitten erreichte der Adjutant die Chaussee. Er sah, wie die Baroness mit festen Händen die Zügel gepackt hatte und mit aller Kraft den Fuchs zu halten versuchte. Das Pferd hatte sich aber offenbar auf der Trense festgebissen. Bei dem Zerren an der Leine riß diese plötzlich, und führerlos stürzte der Durchgänger jetzt der in der Ferne auftauchenden Brücke zu.

Die Baroness hatte offenbar Mühe, sich in dem nach rechts und links schleudernden Gefährt zu halten, und Hüttenbach erkannte mit Entsetzen, daß bei einem etwaigen Anprall an die steinernen Mauern der nur schmalen Brücke ein schwerer Unfall unausbleiblich sein würde. Er stieß seinem Pferde die Sporen in die Weichen, und es gelang ihm, nach einigen Augenblicken den Schlitten zu erreichen. Aber den Durchgänger zu überholen, erschien bei der immer näher kommenden Brücke unmöglich. Und ein Sprung aus dem Schlitten bedeutete bei der hartgefrorenen Chaussee ohne Zweifel ein Wagnis auf Tod und Leben.

„Baroness,“ rief Hüttenbach, „folgen Sie meinen Anweisungen!“

Sie wandte ihm, jetzt erst ihn bemerkend, ihr Antlitz zu, das allerdings auch jetzt noch einen Zug fester Entschlossenheit zeigte, aber völlig bleich war.

„Treten Sie hart an die linke Seite des Schlittens! Machen Sie sich von allen Deden frei und beugen Sie den Oberkörper so weit als möglich heraus!“

Sie that mechanisch, was er befahl.

Hüttenbach trieb sein Pferd, es zu letzter Hergabe aller Kraft zwingend, dicht an die linke Seite des Schlittens, dann beugte er sich weit nach rechts im Sattel vor, schlang den Arm um den Leib der Baroness und riß sie, jetzt das Pferd nach links hinüber-



Brandt stand seitwärts und stöberte eifrig in der Manöverkarte herum.

werfend, mit einem gewaltigen Ruck aus dem Schlitten.

Instinktiv hatte sie ihre Arme um seinen Hals geschlungen und sah nun auf dem Rücken seines Pferdes, das er allmählich zum Stehen brachte, kaum zwanzig Schritte vor der Brücke, auf welcher die Trümmer des Schlittens lagen, während der Fuchs, die Deichsel mit einem Teil der Rufen hinter sich herschleifend, seinen Lauf fortsetzte.

Die furchtbare Aufregung der letzten Minuten hatte doch die Energie der Baroness erschöpft. Sie schloß die Augen und lehnte den Kopf in einem Anfall von Schwäche an die Schulter ihres Retters. Hüttenbach fühlte, wie sein Herz stürmisch pochte. Er preßte den Arm fest um ihren Leib und sah zärtlich auf das blasse Gesichtchen herab.

Aber in demselben Augenblick hörte er aus der Ferne die Stimme Brandts, der durch die hohlen Hände von dem benachbarten Hügel herüberrief:

„Bravo, Hüttenbach! Gratuliere, Baroness!“

Es war ihm, als ob ein kaltes Sturzbad sich über ihn ergösse, und auch die junge Dame war zusammengefahren. Aufschauend, begegnete ihr Auge dem seinen. Eine leichte Röte färbte auf ihre Wangen zurück. Dann machte sie sich aus seinen Armen los und sprang leichtfüßig auf die Erde.

„Mein Kompliment, Herr von Hüttenbach,“ lachte sie gleich darauf in dem ihr eignen übermütigen Ton, „das war ein schneidiges Reiterstückchen. Bravo, bravissimo! Ich nehme alles zurück, was ich jemals über Infanteristenreiterei gelästert habe.“

Es that ihm weh, sie — kaum einer so schweren Gefahr entronnen — in dieser frivolen Weise sprechen zu hören, und er wiederholte sich, was er schon oft zu sich gesagt hatte: sie hat kein Herz, sie ist keiner tieferen Empfindung fähig.

Er war vom Pferde gestiegen und nestelte schweigend, ohne sie anzusehen, an seinem Sattelzeug.

Sie merkte anscheinend nicht, wie ihm ums Herz war. Unbefangen plauderte sie weiter: „Das hätte bald eine schlimme Geschichte werden können; mein Fuchs ist eben nicht so militärförmig wie seine Herrin. Und wenn Sie nicht gewesen wären, dann läge ich auch wohl da“ — sie wies auf die Trümmer des Schlittens — „brrr! Aber ich danke Ihnen, Herr Leutnant, ich danke Ihnen von ganzem Herzen.“

Er überfah absichtlich die ihm entgegengestreckte Hand und sagte nur leise und ernst: „Den Dank, Dame, begehre ich nicht.“

Die Baroness warf den Kopf zurück. „Ah,“ sagte sie, und es zuckte spöttisch um ihre Mundwinkel, „ich merke, der militärische Nachrichtendienst ist vorzüglich organisiert.“

Die Ankunft eines Dragoners, der vom Obersten geschickt wurde, verhinderte seine Antwort. Der Oberst ließ Hüttenbach sagen, er möge sich auch ferner der jungen Dame zur Verfügung stellen und auf den Dienst keine Rücksicht nehmen.

Hüttenbach beauftragte die Ordonnanz, dem Oberst zu melden, daß er dem Befehl nachkommen werde, und sandte sein Pferd zur Benutzung für den ihn vertretenden Kameraden zurück. Dann wandte er sich der Baroness zu.

„Sie haben den Befehl gehört, Baroness, verfügen Sie über mich!“

„Ich überhebe Sie der Pflicht des Gehorsams, Herr Leutnant! Sie haben die Rolle des Delorges in der Ablehnung meines Dankes gut gespielt. Ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie auch die weiteren Konsequenzen Ihrer Rolle ziehen: er verließ sie zur selbigen Stunde.“

„Glauben Sie, daß Ritter Delorges das Fräulein Kunigunde mitten im Winter auf einsamer Landstraße verlassen haben würde? Sie denken zu schlecht von den ritterlichen Gepflogenheiten, Baroness.“

Sie ärgerte sich über den überlegenen Ton seiner Worte und antwortete nicht, sondern wandte sich kurz um und ging schnellen Schrittes die Chaussee in der Richtung auf Schildfeld entlang. Hüttenbach folgte ihr.

Eine ganze Weile gingen sie so schweigend hintereinander her. Dann blieb sie plötzlich stehen und fragte: „Halten Sie es auch für einen Ausfluß ritterlicher Tugend, wenn ein Herr ein leicht hingeworfenes Scherzwort einer Dame dem, auf welchen es gemünzt war, eiligst hinterbringt?“

Der Adjutant schüttelte den Kopf.

„Nun also! Habe ich dann nicht allen Grund, die Thatsache, daß man Ihnen meinen Scherz hinterbrachte, als eine Bestätigung meines neulichen Urteils über unsere heutige Herrenwelt zu den Akten zu nehmen?“

„Sie haben keinen Grund, Baroness.“

„Ah, Sie wollen den Schwächer in Schutz nehmen.“

„Ihr eigner Mund war der Verräter.“ Hüttenbach erzählte, wie er unfreiwillig Ohrenzeuge ihres Urteils geworden war.

Sie nagte unwillig an ihrer Unterlippe und entgegnete in halb trozigem Ton: „Nun ja, ich hab's gethan, ich bekenne mich schuldig. Und,“ setzte sie nach einer kleinen Pause in drollig-resignierter Weise, sich selbst ironisierend, hinzu, „siehst du, Leonore Schildfeld, das kommt davon, wenn man seine Zunge nicht im Zaum hält. Bitte, Herr von Hüttenbach“ — sie hielt ihm die Hand hin — „seien Sie nicht böse. Es war nicht schlimm gemeint.“

Sie sah ihn frei und offen an, und er fühlte, daß sie in diesem Augenblick keinen Spott mit ihm trieb. Er ergriff ihre Hand und zog sie an die Lippen.

„Ich bin Ihnen nicht böse, Baroness, und habe auch nichts zu verzeihen. Wenn Ihre Worte mich schmerzlich berührten, so war es nur deshalb, weil Sie für sich selbst die Rolle einer Kunigunde wählten. Das, Baroness, that mir weh. Rachen Sie mich nur getrost aus, weil ich Ihnen das sage.“

Aber sie lachte nicht. Sie war unter seinem Blick rot geworden und hatte den Kopf zur Seite gewandt. So schritt sie wieder eine Zeit schweigend neben ihm hin. Von rückwärts her tönte der Lärm des Gefechts herüber: kurze Kanonenschüsse, das Rasseln des Schützenfeuers, rauschende Salven und dazwischen das Hurra der stürmenden Truppen.

„Das ist auch ein heißer Kampf da hinten,“ unterbrach die Baroness endlich das Schweigen. „Ach ja, überall Krieg und Streit — und wir machen auch keine Ausnahme.“

„Aber,“ entgegnete Hüttenbach, „das da hinten ist nur blinder Lärm. Wenn der Kampf vorüber ist, ziehen alle friedlich nach Hause als gute Kameraden, und wir, Baroness, machen hoffentlich auch keine Ausnahme.“ Sie lachte.



Hüttenbach schlang den Arm um den Leib der Baroness.

„Was sind das für Signale?“ fragte sie dann. Hüttenbach horchte auf die Hornklänge und erklärte: „Das Ganze halt! Gewehr in Ruh!“ „Also Friede oder doch Waffenstillstand? Nun, ich schlage vor: wir lassen dies Signal heute auch für uns gelten.“

Sie sah ihn fragend und schelmisch an. „Einverstanden!“ lachte er. „Also Waffenstillstand für heute!“

Die beiden waren inzwischen bei dem Gehölz angelangt, das nach und nach in einen Park übergehend, das Gut Schildfeld von der Landstraße trennte, und bogen in die Platanenallee ein, die in gerader Linie von hier auf das Schildfelder Herrenhaus zuführte. Aus den Spuren, die in der Schneedecke sichtbar waren, erkannten sie, daß der durchgehende Fuchs ebenfalls den ihm wohlbekannten Weg nach Hause eingeschlagen hatte, und gleich darauf bemerkten sie auch einen großen Trupp Leute, die eilig die Allee hinauskamen, weit voraus den Baron selbst.

„Venore!“ rief der alte Herr schon von ferne. „Gott sei gedankt, daß ich dich wiederhabe. Eine Todesangst habe ich ausgestanden, als ich den Fuchs plötzlich hier herunterstürmen sah. Bist du unverletzt, mein Kind?“

„Daß ich's bin, Papa, hast du Herrn von Hüttenbach zu danken, der heute mit meiner Rettung ein Meisterstück der Reitkunst vollbracht hat, wie es niemand ihm nachmacht.“

Der Baron ergriff Hüttenbachs Hand und schüttelte sie unter warmen Worten des Dankes. Und er drückte sie wieder und wieder, nachdem seine Tochter ihm über die näheren Umstände Bericht erstattet hatte.

Der Adjutant wehrte bescheiden ab. „Ich habe nur gethan, Herr Baron, was jeder andre auch gethan haben würde. Und nachdem ich diese Aufgabe erfüllt habe, gestatten Sie mir, auf meinen Posten zurückzukehren.“

„Wie? Sie wollen uns verlassen? Nicht doch, seien Sie heute mein Gast! Venore, bitte du ihn, zu bleiben!“

„Natürlich dürfen Sie heute nicht fort, Herr von Hüttenbach. Wir wissen's ja beide, daß die Uebung schon zu Ende ist. Die Truppen sind sicher schon über alle Berge, und Sie können doch nicht zu Fuß hinterdrein laufen? Nein, nein,“ sehte sie abwehrend hinzu, als er Einwendungen erheben wollte, „wir lassen Sie nicht fort. Sie haben mir erst vor einigen Minuten Urfehde geschworen. Wenn Sie jetzt auf Ihrer Weigerung beharren, so sehe ich das als eine Erneuerung unsers Streites an. Papa wird Sie heute abend nach Kaisersbrunn zurückfahren lassen. Bis dahin sind Sie unser Gast.“

Hüttenbach sah ein, daß eine längere Weigerung unhöflich sein würde. Im übrigen war ihm auch die

Gelegenheit, Baroness Venore in ihrem häuslichen Kreise kennen zu lernen, keineswegs unerwünscht, und er nahm dankend die Einladung an.

Das Schildfelder Herrenhaus, von außen ein schlichter Puzbau, überraschte den Eintretenden durch die Gediegenheit seiner inneren Einrichtung. Es waren allerdings keineswegs modern ausgestattete Räume. Von der Sucht nach dem Neuen, die in fieberhafter Hast von einer Stilart zur andern jagt, war hier keine Spur zu finden. Jedes Bild, jedes Möbel schien seine Tradition zu haben, schien mit der Geschichte des Schildfeldschen Geschlechts verwachsen zu sein. Und alt, vornehm und gebiegen war auch die Tafel, an der sich bald nachher die kleine Gesellschaft zusammensand, von dem wappendurchwirkten Damast, dem schweren Tafelsilber bis zu den grünen Römern, in denen der alte Diener den Wein weit zurückliegender Jahrgänge kredenzte.

Hüttenbach hatte das Gefühl, als ob die neue, lockere, leichtlebige Zeit in diese Räume noch keinen Eingang gefunden hätte. Es wollte ihm sogar scheinen, als sei Baroness Venore hier eine ganz andre, als er sie sonst von Kaisersbrunn her kannte, stiller, geheimer, ernster.

Bei der Mittagstafel bewegte sich die Unterhaltung fast ausschließlich zwischen dem alten Freiherrn und Hüttenbach. Die Baroness, welche die Pflichten der Hausfrau übte, beteiligte sich wenig daran. Erst nach dem Essen fand der Adjutant Gelegenheit, sie wieder mehr ins Gespräch zu ziehen.

Der Freiherr hatte sich in das Wohnzimmer zurückgezogen und nicht in seinem Eichenstuhl über den Zeitungen. Die jungen Leute plauderten in dem nebenan liegenden Musikzimmer.

„Lieben Sie die Musik, Herr von Hüttenbach?“

„Von ganzem Herzen, Baroness.“

„Sie spielen selbst?“

„Nur für den Hausgebrauch.“

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen etwas vorspiele?“

„Sie würden mich außerordentlich erfreuen.“

Die junge Dame setzte sich an den Flügel, prä-ludierte zuerst unschlüssig und ging dann in eine lustige Operettenmelodie über, die sie mit großer Verbe und Geläufigkeit zu Gehör brachte. Sie beobachtete von Zeit zu Zeit ihren Zuhörer in einem der gegenüberliegenden Wand befindlichen Spiegel. Hüttenbach hatte sich auf einen Sessel niedergelassen und blätterte anscheinend ziemlich teilnahmslos in den vor ihm auf dem Tisch liegenden Notizen. Die Baroness empfand einen leichten Neger über seine unhöfliche Gleichgültigkeit. Sie sprang plötzlich von der leichten Ballmusik in ein schweres Moll über, und dann begann sie zu singen, erst leise, dann immer mehr den Ton verstärkend. Es war ihr Lieblingslied, auf das zufällig ihre Wahl gefallen war, das herrliche, stimmungsvolle Lied von Robert Franz:

„Die Heide ist braun; einst blühte sie rot.“

Sie schien sich selbst an der Schönheit des Liedes zu berauschen und ihren Zuhörer mehr und mehr zu vergessen. Eine tiefe Leidenschaftlichkeit durchzitterte die schwermütige Melodie, deren Wirkung durch den vollen, weichen Alt der Baroness noch gesteigert wurde, bis in der Schlusftrophe der Schmerz sich in einem wilden Aufschrei Bahn brach:

„Mein Lieb ist falsch! O wäre ich tot!“

Als die Baroness, nachdem der letzte Ton verklungen war, sich nach dem Adjutanten umwandte, sah sie ihn plötzlich dicht vor sich stehen. Er sagte kein Wort, aber mit eigentümlich leuchtenden Augen sah er sie an, so daß sie den Blick senken mußte.

„Nun, wie gefiel Ihnen das Lied?“ fragte sie, um nur etwas zu sagen.

„Es war kein Lied, Baroness.“

„Aber, Herr von Hüttenbach...“

„Nein, Baroness! Wissen Sie, was es für mich war? — Eine Offenbarung.“

Sie erröte und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. „Ich verstehe Sie nicht,“ sagte sie leise.

„Sie werden mich verstehen.“

Sagen Sie, Baroness, sind Sie einmal durch ein kahles, ödes Flachland geritten, weithin nichts, was das Herz erfreuen konnte, eine einförmige Gegend, nur hier und dort ein kleiner Hügel? Und wenn Sie diese Hügel wieder und wieder erklimmen hatten, und Ihre Hoffnung, endlich dahinter etwas andres zu finden als diese traurige, drückende Dede, getäuscht sahen, haben Sie da nicht ein Gefühl des Schmerzes empfunden? Nun sehen Sie, so ist mir's ergangen. Ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben.

Und mit einem Male fällt mein Blick auf eine paradiesisch schöne Landschaft voll duftender Blumen, üppiger Wälder und grüner Matten, und vergessen ist die lange, traurige Landstraße.“

Venore Schildfeld bemühte sich, den leichten, spöttischen Ton wiederzufinden, über den sie sonst stets gebot. „Sie sind ja ein verkappter Dichter, Herr von Hüttenbach. Wer hätte das gedacht? Aber schmeichelt Ihnen Ihre Poesie nicht für die arme öde Landstraße. Was kann denn die dafür, daß sie nicht durch den Garten von Eden führt?“

Hüttenbach ließ sich durch den Spott nicht beirren. „Sie haben recht. Ich will auch nicht schmeicheln.“

lachte er. „Ich will Sie exemplarisch dafür strafen, daß Sie bisher Ihre wirkliche Natur hinter einer Maske verborgen hatten. Aber jetzt, Baroness, ist die Maske vorbei. Ich habe einen Blick hinter den Schleier gethan, der mir Ihr wirkliches Gesicht verbarg, und ich beginne zu ahnen, daß die fähle Ueberlegenheit, die eine gewisse junge Dame bisher zur Schau trug, nur die Schneedecke ist, unter der ein warmer, sonniger Frühling der Auferstehung entgegenarrt.“

„O, welch üppige Phantasie!“ Die Baroness rümpfte wirklich spöttisch das feine Näschen. „Wenn nur nicht ein Nachtfrost Ihren Frühlingstraum zerstört! Seien Sie nicht zu vertrauensselig, Herr Leutnant.“

„Ich bin nun einmal heute Optimist, Baroness, und siegesgewiß bin ich, o, so siegesgewiß. Sie denken doch noch an...“

„Halt! Das ist gegen die Abrede. Wollen Sie den Waffenstillstand verletzen?“

„Nein, das sei fern von mir. Ich wäre sogar zu einem definitiven Frieden geneigt gewesen, wenn ich



„Venore!“ rief der alte Herr schon von ferne.

nicht soeben einen Blick hinter die feindlichen Verschanzungen gethan hätte, der mir den Sieg in sichere Aussicht stellte.“

Der Diener hatte inzwischen die Lampen angezündet, und die kleine Gesellschaft versammelte sich um den Kaffeetisch, wie es in dem Schildfeldschen Hause noch alter Brauch war. Die Herren plauderten, Baroness Venore hatte sich ihr Arbeitskörbchen herbeigeht, und Hüttenbach sah mit Erstaunen, daß sie aus grober Wolle derbe Strümpfe strickte. Er mochte wohl seinem Erstaunen in seinen Blicken Ausdruck gegeben haben; denn die junge Dame, die einen dieser Blicke erhascht hatte, lächelte ihn an und meinte:

„Ja, Herr von Hüttenbach, wundern Sie sich nur. Zum Malen, Kerbschnitzen, Brennen und, wie die modernen Künste alle heißen mögen, bin ich leider zu dumm und ungeschickt. Ich bin beim Abc der Handarbeit stehen geblieben, beim gemeinen Strumpfsticken.“

„Nach dich nur nicht schlechter, als du bist,“ lachte der Freiherr. „Meine Tochter, Herr Leutnant, arbeitet für ihre Schüllinge im Dorfe, und denen thut ein Paar Strümpfe am wohlsten.“

„Das ist hübsch von Ihnen, Baroness.“

„Meinen Sie wirklich? Sie haben mich wohl für allzu blasiert gehalten, als daß Sie mir solche Aufopferung zutrauten? Antworten Sie einmal ehrlich, Herr von Hüttenbach.“

„Ehrlich geantwortet... Ja, Baroness. Ich hab' Ihnen das nicht zugetraut, und Sie steigen deshalb bedeutend in meiner Wertschätzung.“

„Ach, wie wohlthuend! Gestatten Sie eine Frage: Wieviel Sprossen hat die Leiter Ihrer Wertschätzung,



Er überfah absichtlich die ihm entgegengetretene Hand und sagte leise und ernst: „Den Dank, Dame, begehre ich nicht.“

und auf welcher habe ich das Vergnügen, augenblicklich herumzuhüpfen?"

"Lenore, Lenore!" mahnte der alte Freiherr. "Treib den Scherz nicht zu weit."

"O Papachen, heut schadet es nicht. Wir haben heute Waffenstillstand geschlossen. Da darf nichts übel genommen werden. Nicht wahr, Herr von Hüttenbach?"

"Ganz meine Ansicht, Baroness."

Das Gespräch wandte sich zu ernsteren Dingen zurück und ging meistens zwischen den beiden Herren hin und her. Nur ab und zu warf Lenore ein Wort in das Gespräch hinein, und Hüttenbach stellte aus diesen gelegentlichen Äußerungen mit Befriedigung mehr und mehr fest, daß er sich bisher in dem Charakter der jungen Dame getäuscht habe. Unter der anscheinenden Oberflächlichkeit ihres Wesens verbarg die Baroness eine durchaus ernste und gebiegene Lebensauffassung, einen klaren Geist, der in das Innere der Dinge einzudringen suchte und einzubringen verstand. Es wurde dem Adjutanten schwer, das ihm so behaglich gewordene Schildsfeldsche Haus verlassen zu müssen; doch der Weg nach Kaisersbrunn war weit, und so bat er denn um die Erlaubnis, sich empfehlen zu dürfen.

Der alte Baron ging selbst hinaus, um das Anspannen des Schlittens zu bestellen, kam jedoch bald darauf wieder herein und rief lachend: "Die Heimreise stecken Sie heute abend nur auf, lieber Hüttenbach. Es ist ein Hundewetter draußen. Sehen Sie nur das Schneetreiben" — er zog die Fenstervorhänge zurück — "man kann nicht drei Schritte weit sehen. Das ist ja ein Wetter, in das man keinen Hund hinausjagt, geschweige denn einen königlich preussischen Adjutanten."

In der That herrschte draußen ein dichtes Schneegestöber, das auch die nächstliegenden Gegenstände nicht erkennen ließ. Aber Hüttenbach sträubte sich doch zu bleiben.

"Es wird draußen so schlimm nicht sein, Herr Baron. Ich muß morgen früh auf dem Posten sein. Und als Soldat ist man schon an etwas Unwetter gewöhnt."

"Aber Sie finden den Weg nicht und wenn es zehnmal auch Chaussee ist. Bei solchem Wetter sieht man plötzlich ahnungslos auf dem Sturzbach oder im Chausseegraben und weiß nicht, wo Nord und Süd ist. Ich kann's nicht verantworten, einen lieben Gast bei diesem Wetter auf die Reise zu schicken."

Als der Adjutant noch Einwendungen machte, wandte sich der Freiherr an seine Tochter.

"Lenore, du hast ihn heute früh herumgekrügel. Versuch du jetzt nochmals dein Heil und bitte den Herrn Leutnant, in deinem Hause Quartier zu beziehen."

Quartier! Die beiden jungen Leute sahen sich einen Augenblick an, dann brachen sie in ein lustiges Lachen aus.

"Also, Herr von Hüttenbach" — die Baroness war doch etwas rot geworden und suchte sich mit einer Rederei über die leichte Verlegenheit hinwegzuhelfen — "auf hohen Befehl habe ich die Ehre, Sie zu bitten, in diesem Hause Quartier zu beziehen; aber... ohne Quartiermacher. — Das ist unerlässliche Bedingung."

"Die ich leider, leider auch wohl oder übel erfüllen muß, Baroness."

"Nun, wie ist's?" fragte der alte Herr, der inzwischen nochmals an das Fenster getreten war und so das Gespräch der beiden nicht gehört hatte. "Bleibt er, Lenore?"

"Er bleibt, Papa. Nicht wahr, Herr von Hüttenbach?"

"Da es unhöflich wäre, einer so liebenswürdigen Einladung zu widerstehen, so nehme ich das mir angebotene Quartier mit gehorsamstem Dank an, Herr Baron."

Es war ein gemüthlicher Abend, den der Adjutant im Schildsfeld'schen Herrenhause verlebte. Während der Schneesturm in den blätterlosen Bäumen des alten Parks heulte, saßen die drei im warmen, traulichen Herrenzimmer des alten Freiherrn, und munter flog die Unterhaltung zwischen ihnen hin und her. Lenore beteiligte sich eifrig an dem Gespräch, und je mehr

sich in ihren Ansichten die Gebiegenheit ihrer Auffassung und eine unverkennbare Reife kundgaben, desto aufgeregter wurde Hüttenbach. Er, der sonst so ernste und äußerlich kühle Offizier sprudelte vor Witz und Laune, so daß oft lautes und herzliches Lachen das Zimmer erfüllte.

Die Baroness konnte sich nicht enthalten, ihm beim Gutenachtguten ihre Verwunderung auszusprechen.

"Ich kenne Sie ja heute gar nicht wieder, Herr von Hüttenbach. Wo ist der alte Griesgram und Schwarzseher, mein gestrenger Herr Schulmeister geblieben? Sie sind ja heute wie ausgewechselt. Wie kommt das?"

Hüttenbach sah ihr fest in die strahlenden Augen und zog die Hand, die sie ihm gereicht hatte, an seine Lippen.

"Cherchez la femme, Baroness," sagte er leise und mit Nachdruck.

Sie sah ihn einen Augenblick wie erstaunt und fragend an, dann flog ein jähes Erröten über ihre Züge. Und ihm hastig die Hand entziehend, eilte sie mit kurzem Gutenachtgruß aus dem Zimmer.

Der Freiherr geleitete seinen Gast persönlich auf das für ihn hergerichtete Zimmer und verabschiedete sich dann von ihm, nachdem er ihm nochmals in herzlichen Worten für seine That vom Morgen gedankt hatte.

Hüttenbach blieb in einer wunderlichen Stimmung zurück. Er konnte sich nicht klar darüber werden, wie er das leichte Benehmen Lenorens zu deuten habe. War er zu weit gegangen? Und jürnte sie ihm jetzt?

Da er am nächsten Morgen vor Tagesanbruch abfuhr, so fand er keine Gelegenheit mehr, sich Klarheit zu verschaffen und die nagenden Zweifel zu zerstreuen. Unzufrieden mit sich selbst bestieg er den vor der Rampe haltenden Schlitten und ließ noch einmal den Blick über die Fensterreihe des Herrenhauses gleiten, in dessen Mauern er so schöne Stunden verlebt hatte. Doch halt! Bewegte sich nicht dort im ersten Stock der Fenstervorhang? Es mußte das Zimmer Lenorens sein. In dem kaum dämmenden Tageslicht schien es ihm, als ob eine kleine weiße Hand zwischen den dunkeln Seidenstoffen sichtbar wurde, die ihm einen Gruß zuwinkte. Oder sollte es eine Täuschung gewesen sein? Gleichviel, er grüßte ehrfurchtsvoll hinauf. Dann zogen die Pferde an, und mit hellem Schellengeläut flog der Schlitten hinaus in den grauen Morgen.

Einige Wochen waren vergangen. Hüttenbach hatte Lenore von Schildsfeld nicht wiedergesehen. Zum großen Leidwesen ihrer Kaisersbrunner Verehrer hatte sie alle Einladungen zu den winterlichen Hausbällen abgelehnt. Der "klassische" Brandt war in heller Verzweiflung, und Onkel Dicken schürte durch seine faulen Witze noch die Flammen.

Hüttenbach befand sich in einer zwiespältigen Stimmung. So sehr er sich nach einem Wiedersehen mit der Baroness sehnzte, fürchtete er doch andererseits ein solches. Er hütete wie ein Geiziger den Schatz der Erinnerung an seinen Besuch in Schildsfeld, und er besorgte, daß diese frohe Erinnerung bei einem erneuten Zusammentreffen mit Lenore auf einem Ballfest, bei dem ihr Uebermut wieder neue Nahrung finden könnte, getrübt werden möchte. Er nahm es deshalb mit sehr gemischten Gefühlen auf, als ihm eines Tages Brandt triumphierend mitteilte, er habe die bestimmte Nachricht, daß die Baroness Schildsfeld zu dem Schlittenfest, welches von den Offizieren der Garnison im Februar veranstaltet werden sollte, in Kaisersbrunn eintreffen werde.



Hüttenbach sah mit Erstaunen, daß sie aus grober Wolle derbe Strümpfe strickte.

Hüttenbach war an dem Tag des Festes so sehr dienstlich in Anspruch genommen, daß er erst in den späteren Nachmittagsstunden Zeit fand, sich frei zu machen. Die Gesellschaft hatte sich bereits in Schlitten nach einem in der Nähe der Stadt gelegenen ländlichen Wirtshaus begeben, wo man den Kaffee einnehmen und ein Tänzchen machen wollte, um später ins Kasino zurückzukehren und dort die Festlichkeit zu beschließen. Es dunkelte schon, als der Adjutant mit dem von ihm selbst gelenkten Schlitten in dem Wirtshaus eintraf, wo der Tanz gerade begonnen hatte. Er übergab sein Gefährt einem Burschen und trat in die Gaststube ein. Die ersten Kameraden, auf die er stieß, waren Brandt und Gelling.

Der dicke Oberleutnant saß neben dem in einer Sofaecke lehrenden Brandt, hatte eine Flasche in der Hand und goß bedächtig zwei Spitzgläser voll.

"Solamen miseris, socios habuisse malorum," hörte Hüttenbach ihn gerade deklamieren, "es ist ein Trost, im Unglück einen genossen zu haben, Brandtchen. Wohlverstanden: genossen klein geschrieben. Also genießen Sie auch mal für einen Groschen Vethe. Prost! Pui Spinne, ist das 'n Fusel! Na, macht nichts, in der Not frißt der Teufel Fliegen."

"Sie sind ja schon früh beim Vethe angekommen, Dider," meinte Hüttenbach herzutretend.

"Sieh da, Hüttenbach; gut, daß Sie kommen. Helfen Sie mir den Brandt trösten. Sie können es besser als ich, der ich in solchen Fällen nur mit Alkohol zu medisinieren verstehe."

"Trösten?" fragte der Adjutant. "Was ist Ihnen denn passiert, Brandt?"

Gelling übernahm statt seiner die Antwort.

"Undank ist der Welt Lohn. Sie wissen, wie sehr sich Brandt für die kleine Schildsfeld interessiert hat. Und heute, wo er ihr seine Huldigung ritterlich zu Füßen legen will, hat sie ihn so schändlich behandelt, daß er jetzt mit den finstern Gedanken umgeht: keinen Sekt wieder trinken, keine Weiber pouffieren, Tanzbeine amputieren lassen und so weiter."

"Hören Sie auf, Dider," sagte ärgerlich Brandt, "sonst schwör' ich den Umgang mit Ihnen auch noch ab."

Hüttenbach, durch das Thema aufs peinlichste berührt, brachte einige nichts-sagende Worte hervor, dann wandte er sich ab und ging in den Tanzsaal. Am liebsten wäre er sofort wieder umgekehrt und nach Hause gefahren. Denn er sah seine Befürchtung bestätigt: Lenore Schildsfeld war hier wieder die Tolle, Ausgelassene, Unweibliche, als welche er sie nicht leiden konnte. Aber sein Anknist war bereits bemerkt.

Die Baroness saß in einer Ecke des Saales bei einigen älteren Damen und beteiligte sich, wie der Adjutant zu seiner Verwunderung bemerkte, nicht am Tanz. Als sie ihn gewahrte, winkte sie ihm mit nur ihm bemerkbarer leichter Kopfbewegung heran.

"Guten Abend, Herr von Hüttenbach, spät kommt Ihr..."

"Doch ich komme."



Er grüßte ehrerbietig hinauf.

Baronesse. Sie wissen: des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr...

„Um's Himmels willen. Wir wollen uns heute abend nicht wieder in ein Citatenturnier einlassen. Brandt hat mir vorhin schon seine neueste Auslese aus den deutschen Klassikern vorgelesen. Auf vierzehn Tage hab' ich genug.“

„Sie haben ihm das anscheinend unzweideutig zu verstehen gegeben. Ich traf ihn im Vorzimmer als geknickte



Der dicke Oberleutnant hatte eine Flasche in der Hand.

Vilie und den biden Gellingen als Tröster. Er hat mir leid gethan, Baronesse: warum gießen Sie die Schale Ihres Jorues über sein harmloses Haupt so unerbittlich aus?

„Wollen Sie wieder mit mir zu zanken anfangen, Herr von Hüttenbach?“ Sie blinzelte ihn lächelnd von unten herauf an.

„Keineswegs, aber...“
„Kein Aber.“ Sie sollten mich ebensogut bemitleiden wie Brandt.“

„Bemitleiden, Baronesse?“

„Ja, ja. Verdien ich etwa kein Mitleid, wenn ich verdammt bin, den ganzen Abend das fade Geschwätz eines Brandt anzuhören? Wenn ich Interesse heucheln, verbindlich lächeln soll zu dem Honigseim seiner Konversation und im Innern denken muß: ich weiß ganz genau, mein Junge, daß dein Geist, sobald er nicht unter den konventionellen Fügenseffeln schmachtet, ganz andre Blüten treibt? Kasernenhofblüten sind noch nicht mal die schlimmsten. Das Wesen, das du heute zur Schau trägst, ist nichts als Maske, die fällt, sobald die Demaskierungsstunde der Ehe schlägt.“

„Ja, Baronesse, wenn Sie jedes Ballgespräch unter dem Gesichtswinkel ernster Ehepräliminarien betrachten, dann begreife ich Ihre Entrüstung. Aber Sie haben hier ja die Entscheidung in Ihrer Hand. Wenn Sie nicht wollen...“

„Nein, ich will ganz gewiß nicht. Aber Brandt will. Und soll ich ihm etwa sagen: Mein lieber Freund, ich kann Sie zwar nicht austreten; aber damit Ihr Kamerad Hüttenbach mir nicht wieder den Vorwurf macht, ich behandle Sie zu schlecht, werde ich einwilligen, Ihre Frau zu werden?“

Hüttenbach mußte unwillkürlich lachen. „Nein, Baronesse, das sollen Sie nicht sagen. Ich habe ja auch nicht geahnt, daß Brandts Ansprüche so weit gingen.“

Lenore war inzwischen aufgestanden und hatte Hüttenbachs Arm genommen. Langsam schritten sie durch die dem Saal vorgebaute Halle.

„Es ist eigentlich nicht hübsch von mir, Ihnen meine Korbangelegenheiten auszuframen“, meinte sie endlich nachdenklich.

„Diskretion Ehrensache, Baronesse“, neckte der Adjutant, indem er betuernd die Hand aufs Herz legte.

„Nein, scherzen Sie nicht. Mir ist gar nicht lustig zu Mute. Leid thut mir der arme Kerl, der Brandt, doch. Er sah gar zu traurig aus, als er mit seinem Korb abzog. Mir hat's die ganze Stimmung verdorben. Ich habe richtiges Kopfweh.“

„Die frische Winterluft auf der Heimfahrt wird Ihnen wohlthun. — Halt! Ein Plan, Baronesse! Lassen Sie uns schon jetzt aufbrechen. Erweisen Sie mir die Gnade, meinen Schlitten zu besteigen. Ich fahre Sie durch die schönsten Waldwege nach Kaisersbrunn zurück und

möchte mich für eine Heilung Ihres Kopfschmerzes verbürgen.“

„Der Plan ist nicht übel, Herr von Hüttenbach. Ich nehme Ihren Vorschlag an. Verzeihen Sie noch einen Augenblick. Ich muß mich nur bei der Frau von Schulz beurlauben, unter deren Fittichen ich unmißliches Kuchlein heute stehe.“

Während sie in den Saal zurückeilte, ging der Adjutant hinaus, um das Anspannen des Schlittens zu veranlassen. Er hatte — das sagte er sich jetzt — Lenore doch Unrecht gethan. Sie war heute alles eher als leichtfertig und übermütig; im Gegenteil, es war ihm, als liege über ihrem Wesen ein sinnender Ernst. Und wenn er an das warme Ausleuchten in ihren Augen bei seinem Erscheinen dachte, so war es Hüttenbach, als müsse er aufjubeln vor Freude.

Der Schlitten fuhr vor, und gleich darauf erschien Baronesse Lenore im Pelzmantel, von einer ganzen Schar junger Damen und Herren geleitet, die sich nicht genug im Bedauern über ihren Ausbruch ergehen konnten.

Hüttenbach half ihr einsteigen, versah sie fürsorglich mit warmen Decken. Dann schwang er sich selbst in das Gefährt, ergriß die Zügel und fuhr in die helle Mondnacht hinaus. Eine ganze Zeit lang saßen sie beide schweigend nebeneinander. Hüttenbach, der Lenore hin und wieder von der Seite ansah, bemerkte, daß sie mit halbgeschlossenen Augen träumerisch in die Ferne blickte, und er hörte, wie sie leise aufseufzte.

„Sie seufzen, Baronesse“, unterbrach er das Schweigen. „Sind die Kopfschmerzen so arg?“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, nein, es war ein Seufzer der Erleichterung. Die frische Winterluft thut mir wohl.“

Sie schlug den ihr Gesicht verhüllenden Schleier zurück und sog in tiefen Zügen die kühlende Luft ein.

„Ist es nicht schön, so eine Fahrt durch den stillen Winterwald?“ plauderte sie weiter. „Wie liebe ich die Natur in ihrer reinen Schönheit! Und wie hasse ich die Unnatur, die wir Menschen unsre Bildung nennen! Es ist ja alles Lüge: die faden Schmeicheleien der Herren und die verbindlichen Redensarten der Damen. Sie hätten nur eben die Stimmliche hören sollen, mit welcher innigen Teilnahme sie meinen Fortgang bedauerte. Und dabei weiß ich ganz genau, daß sie gleich hinter meinem Rücken zu ihren beiden Mädeln gesagt hat: Gott sei Dank, daß diese Person fort ist. Sie ist nämlich immer in Sorge, daß ich ihren Putzchen die beste Partie vor ihren Stumpfnäsen wegschnappe. Ach, das ist ja alles so dumm, so häßlich!“

„Ich glaube, Sie sehen zu schwarz, Baronesse. Sind wir Herren denn ohne Ausnahme Schmeichler? Und haben Sie unter den jungen Damen nicht so manche wirkliche Freundin?“

„Freundin? Ach, gehen Sie mir mit diesen Freundschaften! Pensionatschwärmereien, die oft schon an dem Reid wegen eines besseren Ballkleides, meistens aber wegen geringerer oder größerer Erfolge in der Gesellschaft jämmerlich Schiffbruch leiden. Ich gebe ja zu, die Mädels hier sind nett und schwärmen auch wohl zum Teil ehrlich für mich. Aber weshalb? Weil ich bisher sie aus ihrem Stumpfsinn hin und wieder aufrüttelte und weil ich mich später, wenn ein mütterliches Unwetter losbrach, gutmütig und willig als Padesel für alle Sünden gebrauchen ließ. Aber —

glauben Sie mir, Herr von Hüttenbach, wenn es heute hieße: Die Lenore Schilbsfeld bedarf eines Opfers von eurer Seite; wer will für sie eintreten? — es würde keine dieser Freundinnen den kleinen Finger für mich aufheben.“

Hüttenbach sah seine Begleiterin, die sich in eine gelinde Erregung hineingeredet hatte, von der Seite an.

„Woher diese Bitterkeit, Baronesse? Dieser Umschwung in Ihrer Lebensauffassung? Sie nahmen doch sonst das Leben von seiner heitersten Seite, und jetzt? Ich kenne Sie nicht wieder.“

Sie sah ihn ein Weilchen fest an.

„Woher dieser Umschwung? Das fragen Sie? — Waren Sie es denn nicht selbst, der mir früher stets Buße predigte wegen meines Leichtsinns? Und jetzt, wo ich auf dem

Wege nach Canossa bin, jetzt wollen Sie Ihre Hände in Unschuld waschen?“

Er wußte nicht, ob sie scherzte oder im Ernst sprach.

Aber er fühlte doch aus ihren Worten den leisen Vorwurf heraus, daß er ihr inneres Empfinden aus dem Gleichgewicht gebracht habe.

„Ich bin untröstlich“, begann er endlich, „daß meine Worte die Veranlassung gewesen sind...“

Sie gewann, als sie sein bestürztes Gesicht sah, ihren Humor wieder.

„Nein, nein“, lachte sie, „machen Sie keine solche Zeichenbittermiene. Noch ist es nicht so schlimm. Mein Leichtsinns ist viel zu groß, als daß er einigen Bußpredigten zum Opfer fallen könnte. Offen gesagt, ich bin Ihnen recht dankbar, daß Sie mir als getreuer Mentor zur Seite stehen. Ich kann einen solchen gebrauchen; denn“ — ihre Stimme wurde weich — „ich habe meine Mutter viel zu früh verloren. Leb denn Ihre Mutter noch, Herr von Hüttenbach?“

„Ja, Baronesse, sie lebt noch.“

„Erzählen Sie mir von ihr! Sie sieht gewiß so aus wie Sie, nicht wahr? Dieselben ernsten, guten Augen...“

Sie brach mitten im Satz ab, und Hüttenbach, in dessen Herzen ihre Worte einen Sturm der Empfindungen entfesselten, sah, wie sie errötete. Er suchte nach Worten, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Und als er endlich Worte gefunden, kam sie ihm zuvor.



„Also gewonnen“, jubelte er, sie an sich ziehend...

„Wollen Sie mir nicht von ihr erzählen?“ fragte sie leise.

„Ja so, von meiner Mutter.“ Und er begann zu erzählen, zuerst fast mechanisch, dann immer fließender und wärmer. Er plauderte von dem Elternhause, seiner Jugend und seinen Jugendstreichern. Und diese Erinnerungen riesen ihre eignen nach. Bald war ein fröhliches, harmloses Gespräch im Gange, das oft von herzlichem Lachen unterbrochen wurde. Erst, als der Schlitten aus dem Walde heraus aufs offene Feld glitt und sich der nach Kaisersbrunn führenden Chaussee näherte, erinnerten sich die beiden der zurückgebliebenen Gesellschaft und des heute abend noch bevorstehenden Festes.

„Ich graue mich fast, wieder hinzugehen in die heiße, staubige Luft des Ballsaals. Ist's nicht viel schöner hier in der frischen, freien Natur? Wie denken Sie darüber, Herr von Hüttenbach?“

„Meine Gedanken sind Ihre Gedanken, Baronesse. Und darum: bleiben wir in der Natur. Wenn Sie nichts dagegen haben, fahre ich Sie bis an das bekannte Ende der Welt.“

„Das wäre vielleicht etwas weit. Aber ein Viertelstündchen können wir wohl noch die lieben Kaisersbrunner unsrer Gesellschaft berauben und den schönen Winterabend genießen. Sonst kommen am Ende auch meine Kopfschmerzen wieder, die Sie mir so schön weggeplaudert haben. Mein Kompliment dafür, Herr von Hüttenbach.“

Der Adjutant erhob scherzhaft drohend den Finger. „Sie machten vorhin den Herren den Vorwurf, Schmeichler zu sein, Baronesse. Jetzt könnte ich Ihnen diesen Vorwurf zurückgeben.“

„Ich habe nicht geschmeichelt. Es war mein voller Ernst. Ueberhaupt, ich ziehe Ihre Unterhaltung der anderer Herren vor, wenn ich's ehrlich sagen soll. Sie schelten mich zwar manchmal, Herr von Hüttenbach, aber das schadet nicht. Ich habe ein ziemlich dickes Fell, wie Sie wissen, und ich denke: Nun, er meint's gut.“

„Ich meine es auch gut mit Ihnen, Lenore.“

Es war das erste Mal, daß er sie bei ihrem Vornamen nannte, und durch seine Stimme zitterte bei diesen Worten ein so warmer, inniger Klang, daß sie unwillkürlich zu ihm aufschau. Und als ihre Blicke den feinen begegneten, fühlte sie, wie seine leuchtenden Augen die ihrigen förmlich festhielten, und wie ein



Sie schlug den Schleier zurück und sog in tiefen Zügen die kühlende Luft ein.

wunderbares Wonnegefühl in ihr Inneres hineinzog. Sie vermochte auch nicht zu widerstreben, als Hüttenbach ihre Hand ergriff. Und als er fragte: „Glauben Sie mir, Venore, daß ich es gut mit Ihnen meine?“, da vermochte sie nur leise mit dem Köpfchen zu nicken.

Ein freudiges Aufleuchten ging über seine Züge. „Ich danke Ihnen“, sagte er, „aber Sie müssen mir jetzt noch eine Frage beantworten, offen und ehrlich beantworten, Venore. Wollen Sie das?“

Sie nickte wieder. „Nun gut, dann sagen Sie mir“ — er hatte sich zu ihrem Ohr herabgebogen und flüsterte fast — „glauben Sie heute noch, daß Sie unsre Wette gewinnen werden?“

Hüttenbach sah, wie ein immer tieferes Rot ihre Wangen übergoß und wie ihr Mund, unschlüssig ob der Antwort, zuckte. Dann aber warf sie plötzlich ihren Manteltrager zurück, in demselben Augenblick fühlte Hüttenbach sich von zwei weichen Armen umschlungen, und ein roßiger Mädchenmund preßte sich einen Augenblick auf seine Wange.

„Venore“, jauchzte er auf, „wie darf ich dies Geständnis deuten?“

„Daß ich meine Partie verloren gebe“, sagte sie leise und einfach.

„Also gewonnen“, jubelte er, sie mit dem vom Zügel freien Arm an sich ziehend und der nicht Widerstrebenden tief in die Augen schauend, „gewonnen nicht nur die Wette, sondern auch dich, du süßes Weib. O, wenn du wüßtest, wie lange ich schon dich geliebt habe, wie ich um dich und meine Liebe gekämpft und gekämpft habe! Aber jetzt bist du mein.“

Sie erwiderte, in seinen Arm geschmiegt, glücklich lächelnd seine Küsse.

„Weißt du auch, Liebster“, fragte sie, „daß ich dich ebenfalls schon lange liebe? An jenem Abend in Schildfeld, als ich dir auf Papas Befehl Notquartier anbieten mußte, da beim Gutenachtsjagen — weißt du noch? — kam es plötzlich über mich wie eine Offenbarung: er liebt dich. Und dann lief ich auf mein Zimmer und konnte die ganze Nacht nicht schlafen, weil die drei Worte fortwährend in mein Ohr klangen und sich mit vier andern mischten: Du liebst ihn wieder. Ja, ja, ich liebe dich. Am andern Morgen wachte ich's ganz genau, und als du in aller Frühe im Schlitten von dannen fuhrst, und ich hinter meinen Vorhängen dir nachsah, da konnt' ich nicht unterlassen, dir einen Gruß zuzuwinken.“

Hüttenbach erzählte dagegen, wie er in jener Nacht bange Zweifel voll gewesen wäre, weil er sie beleidigt geglaubt habe, und wie er alle die Wochen seiner Unruhe nicht habe Herr werden können; auch, daß er heute fast im Begriff gewesen sei, vor dem Ballsaal umzukehren, verschwiege er nicht.

„O du furchtbarer und zaghafte Marsjünger“, lachte sie. „Wißt ihr Männer denn nicht, daß ihr mit rücksichtsloser Energie, mit unbeugbarer Willenskraft, ja ich möchte sagen mit brutaler Gewalt am meisten Eindruck auf uns Frauen macht? Die starke Hand wollen wir sehen, die uns meistert, und wir müssen sie bewundern. Wenn du damals, als du mich aus dem Schlitten auf dein Pferd riffest, zu mir gesagt hättest: Jetzt habe ich dich erobert, du Trostlopf, und ich lasse dich nicht. Du sollst mein sein.“ — ich glaube, ich wäre jauchzend an deine Brust gesunken.“

Sie barg jetzt den Kopf an seiner Brust und schaute glücklich lächelnd zu ihm auf. Aus der Ferne tönte, allmählich stärker werdend, vielstimmiges Schellengeläut, und Hüttenbachs Pferd hob mit leisem Gewieher den Kopf und spitzte die Ohren.

Die beiden fuhren aus ihrem Liebestraum empor. „Sie fahren von dem Forsthaus nach Kaisersbrunn zurück“, sagte Hüttenbach. „Wollen wir uns dem Zug anschließen?“

„Nein, nein“, rief Venore, „ich konnt' es heute abend nicht ertragen.“

„Nun gut!“ Er stieg ab und nahm seinem Pferd die Gloden ab. „Damit sie nicht zum Verräter werden“, sagte er, sich wieder in den Schlitten schwingend. „Und jetzt weiß ich einen besseren Vorschlag zu machen: Ich werde dich nach Schildfeld fahren zu deinem Vater.“

Sie stimmte freudig zu. „Ja, ja, wir wollen ihn überraschen. Aber wird dein Pferd die zwei Meilen noch machen können?“

„Ohne Zweifel. Mein Brauner ist wohl im Temperament deinem Fuchs nicht gewachsen, aber in der Ausdauer nimmt er's mit ihm auf. Und“, sehte er lächelnd hinzu, „ich bin froh, daß ich heute nicht deinen Durchgänger vor dem Schlitten hatte; denn sonst lägen wir vielleicht längst in einem Graben oder...“

„Oder ein gewisser Herr“, vollendete sie lachend den Satz, „hätte aus lauter Besorgnis, als schlechter Kutscher zu gelten, keine Zeit zu einer Liebeserklärung gehabt.“

Der Vollmond hatte sich inzwischen hinter Wolken versteckt. Es begann zu schneien, erst in einzelnen Flocken, dann immer dichter und dichter. Aber die beiden glücklichen Menschen achteten des Wetters nicht.

Eng aneinander geschmiegt saßen sie in dem lautlos dahingleitenden Schlitten.

Der alte Freiherr hatte von seinem Fenster aus das beginnende Schneewetter beobachtet.

„Na“, meinte er, als die Flocken in immer dichteren Schwärmen vor seinen Scheiben tanzten, „das kann gut werden über Nacht. Ich bin nur froh, daß die Venore heute in Kaisersbrunn bleibt. Ob sie wohl ihre Schlittenpartie schon hinter sich haben? Es ist wahrhaftig ein ebenso schlimmes Schneetreiben wie damals, als wir den Hüttenbach hier behalten mußten.“

Der Name Hüttenbachs rief eine neue Gedankenreihe in ihm wach, in welcher der junge, sehr von ihm geschätzte Offizier und Venore eine Hauptrolle spielten. Aber mitten in seinen Betrachtungen fuhr der Freiherr plötzlich auf. Es war ihm vorgekommen, als habe er draußen leichte, vom Schnee gedämpfte Hufschläge gehört. Er stand auf, um ans Fenster zu gehen; doch in demselben Augenblick wurde die Thür aufgerissen, und herein stürmte Venore, über und über mit Schneeflocken bedeckt.

„Venore, Kind, was heißt das?“ rief der alte Herr erstaunt.

„Das heißt: ausgekniffen, Papachen“, lachte sie, den Mantel abwerfend. „ausgekniffen, wir alle beide, ich und der da.“ Sie wies auf Hüttenbach, der soeben eintrat.

„Herr von Hüttenbach?“ fragte der Freiherr erstaunt. „Ist das wahr?“

„Ich bekenne mich reumütig schuldig, Herr Baron, aber ich möchte um Zubilligung mildernder Umstände bitten.“

„Das sind mir ja nette Geschichten!“ Der Freiherr blickte fragend von einem zum andern, und es schien, als ob er den wahren Sachverhalt zu begreifen anfinge. „Und nun soll ich solchem Ausreißervolk wohl in meinem Hause wiederum Notquartier geben? Was?“

„Nein, Herr Baron“, sagte Hüttenbach warm und innig. „Nicht um Notquartier bitte ich heute. Meine Bitte geht unendlich viel weiter. Mit Ihrer gütigen Genehmigung möchte ich heute hier einziehen“ — er zog die errötende Venore in seine Arme — „als ständige Garnison.“



Das italienische Schlachtschiff „Benedetto Brin“.

(Bilder S. 200 u. 201.)

Am 6. November vorigen Jahres ist in Castellamare in der Bucht von Neapel das Schlachtschiff „Benedetto Brin“ vom Stapel gelaufen, welches ebenso wie sein Schwesterschiff „Regina Margherita“ einen ganz neuen, in keiner andern Marine vorhandenen Typ darstellt und mehr einem sehr großen, außerordentlich stark armierten Panzerkreuzer als einem Linienschiff ähnelt. Es besitzt bei einer Länge von 130, einer Breite von 23,8 und einem Tiefgang von 8,3 m ein Displacement von 13 650 Tonnen, ist also noch um 650 Tonnen größer als unsere neuesten, erst im Bau begriffenen Linienschiffe H und J, und erhält zwei Maschinen von zusammen 19 000 Pferdekraften, die dem Schiff eine Geschwindigkeit von 20 Seemeilen in der Stunde verleihen, während man sonst 18 Seemeilen als genügend für die schweren Linienschiffe erachtet.

Der normale Kohlenvorrat ist auf 1000 Tonnen bemessen, entsprechend einem Aktionsradius von 5000 Seemeilen. Die Armierung besteht aus vier 30,5 cm-Geschützen, vier 20,3 cm-, zwölf 15,2 cm-, sechzehn 7,6 cm-, zwei 7,5 cm- und acht 4,7 cm-Schnellfeuerkanonen, und die Torpedo-Ausrüstung setzt sich aus vier Lancierrohren zusammen, von denen zwei Unterwasserrohre sind. Die Aufstellung der vier schwersten Geschütze paarweise in zwei Türmen vorn und achtern im Schiff ist die allgemein übliche; die vier 20,3 cm-Schnellfeuerkanonen sind in Einzeltürmen untergebracht, die ihren Stand in den ausgebauten Ecken der großen Kasematte haben. Letztere enthält die zwölf 15,2 cm-Schnellfeuerkanonen als Breit- und Langgeschütze. Auffallend schwach, besonders in Berücksichtigung der schweren Armierung, ist die Panzerung des

Schiffes. Der Gürtelpanzer in der Wasserlinie ist an der stärksten Stelle nur 150 mm dick und verjüngt sich nach beiden Enden bis auf 50 mm. Von gleicher Stärke (150 mm) ist auch die Panzerung der Kasematte. Nur die Drehtürme der schweren Geschütze haben einen Panzerschutz von 200 mm.

Man hat also bei diesem Schiff die Stärke der Panzerung zu Gunsten einer möglichst schweren und zahlreichen Artillerie und besonders starker Maschinen auf ein abnorm niedriges Maß herabgesetzt. Auch die Aufstellung der vier 20,3 cm-Geschütze ist eine solche, wie man sie bisher noch auf keinem Schiff versucht hat, und die große Zahl verschiedener Kaliber, die natürlich auch verschiedene Munition benötigen, kann kaum als ein Vorzug angesehen werden. Aus diesem Grunde sieht man der Fertigstellung und den Versuchen mit diesem neuen Schiff in allen Marinen mit großer Spannung entgegen.

Der Mord in der Villa Hobalt.

Kriminalroman

Friedrich Thieme.

(Schluß.)

Während der Arzt sich um die Wiedererweckung des Schwerverletzten bemühte, überschlug der Staatsanwalt gespannten Blickes die in dem Couvert enthaltenen, mit festen Schriftzügen bedeckten Blätter.

„Es ist“, so lautete der Inhalt, „mein unerschütterlicher Entschluß, in demselben Augenblick zu sterben, in dem die Hand der rächenden Gerechtigkeit mich erreicht. Ich will aber nicht von hinnen gehen, ohne daß die Welt vernimmt, weshalb ich zum Mörder geworden bin. Sie soll erfahren, daß ich nicht aus gemeiner Habgucht gesündigt, und wie ich gekämpft und gelitten, vielleicht beurteilt sie dann meine That milder und wirft mich nicht ganz zu den Verworfenen und Ehrlosen!“

„Schon seit Jahren befinde ich mich in geschäftlichen Schwierigkeiten. Anfangs überwand ich sie leicht, seitdem mir jedoch meine letzten Spekulationen fehlgeschlugen, ging es rapid mit mir abwärts. Durch mein Auftreten und mein kommerzielles und technisches Geschick gelang es mir indessen, den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Ich erhielt immer wieder Kredit, kam äußerlich meinen Verpflichtungen nach und deckte mit einer Schuld die andre.“

„Vergebens grübelte ich darüber nach, wie ich mir aus dem Abgrund, der sich hinter mir öffnete, wieder aufwärts zum Licht helfen könne. Zwei Dinge betrachtete ich als das Schrecklichste auf der Erde: Armut und einen schimpflichen Bankrott — ich wäre lieber gestorben, als zu jenen Glenden hinabgesunken, die nichts sind und nichts haben und nichts gelten in der Welt!“

„Wenn ich nur eine größere Summe aufzutreiben vermocht hätte, so hätte, schmeichelte ich mir, mein organisatorisches und kommerzielles Talent alle Verluste wieder wett gemacht und das Gerücht von meinem großen Reichtum, das schon seit Jahren eine Lüge geworden, aufs neue bestätigt. Meine Schwester besaß ein ziemlich bedeutendes Vermögen — aber auch sie hielt mich für einen reichen Mann, und ich wagte lange nicht, ihren Glauben an mich zu erschüttern. Die Not bezwang meinen Stolz; zuerst suchte ich sie durch das Versprechen eines großen Gewinns zu locken und nahm die Bruderliebe zum Vorwand meiner Anerbietungen — umsonst, meine Versuche prallten ab an dem bescheidenen und ängstlichen Sinn der Unglücklichen, die sich lieber mit wenigen Prozenten begnügen als Tag und Nacht um ihr Hab und Gut zittern mochte. Zögernd begann ich mich ihr nach und nach zu entziehen. Meine Enthüllungen erregten und beängstigten sie, aber meine Bitte, sie möge mir helfen, traf auf taube Ohren. Von Bitten kam es zu Vorwürfen, erregte Auseinandersetzungen fanden statt. Auf meine Frage, warum sie sich meinen Beshwörungen verschloß, erwiderte sie mir endlich, sie habe für ihr Vermögen eine besondere Bestimmung und dürfe sich nicht der Gefahr aussetzen, es zu verlieren. Und wenn sie es mir anvertraue, würde es sicher verloren sein; ihr Opfer würde mich nicht retten, sie aber zur Bettlerin machen. Meine Frage, was für eine besondere Bestimmung das sei, beantwortete sie nicht.“

„Ich hatte mich bis dahin als ihren einzigen Erben betrachtet, falls sie, was bei ihrer Kränklichkeit dem Laufe der Natur nach zu erwarten war, eher sterben würde als ich. Zum erstenmal kam mir jetzt der Gedanke, daß sie am Ende gar beabsichtige, zu Gunsten einer wohlthätigen Stiftung zu testieren, und ebenfalls zum erstenmal durchzuckte mich blühhartig der Gedanke, sie zu beseitigen. Ich schüttelte ihn ebenso schnell wieder ab, mit Abscheu und als die Ausgeburt einer durch Sorgen und Peinigungen erkrankten Phantasie, aber wieder und wieder kam er und zeigte mir den einzigen

Weg zur Wiederherstellung meiner Position und zur Rettung meiner vor dem Sturz stehenden Ehre.

Schließlich bemächtigte es sich meiner wie eine fixe Idee. Tag und Nacht beging ich in Gedanken und Träumen die entsetzliche That. Ich konnte mich nicht

mehr befreien von der furchterlichen Absicht. Und immer mehr drängten die Verhältnisse — ich mußte es thun oder untergehen! Mein Unstern führte mir den Kapitän Morelli in den Weg, oder, wie sein wirklicher Name lautet, den ehemaligen Kaufmann und

Expedienten Ottomar Stod. Er bekleidete vor etwa zwölf Jahren einmal bei mir den Posten eines Buchhalters und Privatsekretärs. Ich mußte ihn damals fortschicken, weil er mich betrog, obwohl er sonst ein brauchbarer Mensch war. Eines Morgens suchte er



Vom Stapellauf des neuen italienischen Schlachtschiffes „Benedetto Brin“: Die Laufe durch die Königin Helena.

Zeichnung von F. Matania.

mich auf, abgerissen, heruntergekommen, elend, um an meine Humanität zu appellieren. Mein erster Impuls war, ihm die Thür zu weisen. Da fing er an, von einem Unfall zu erzählen, der ihm begegnet sei — er habe ein Auge eingebüßt.

„Diese Bemerkung reizte meine Neugier. Er sah

vor mir mit zwei anscheinend gesunden Augen. „So haben Sie wohl ein Glasauge?“ fragte ich ihn.

„Ja,“ erwiderte er und nahm es vor meinen Augen heraus.

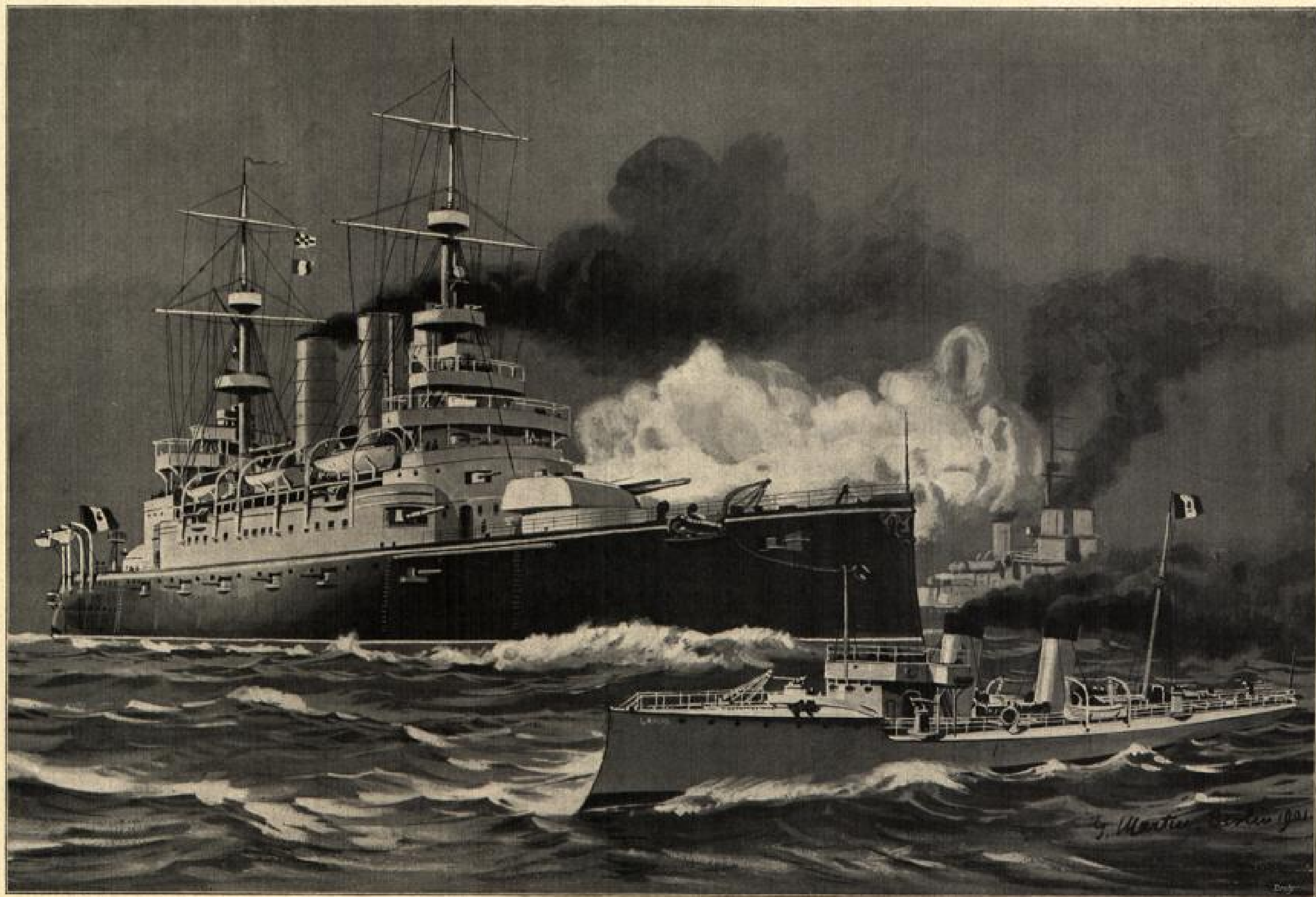
„Das hätte ich nicht gedacht,“ sagte ich höchst verwundert.

„Niemand sieht es,“ antwortete er, „es ist außerordentlich künstlich gemacht.“

„Wo haben Sie es denn verloren?“

„In Rio de Janeiro durch einen unglücklichen Fall auf einen Stein.“

„Ich ließ mir die näheren Umstände erzählen,



Das italienische Schlachtschiff „Benedetto Brin“ nach seiner Vollendung. Originalzeichnung von G. Martin.

erkundigte mich weiter nach seinen Schicksalen. Er war mehrere Jahre in Amerika gewesen, war weit herumgekommen. Natürlich sagte er mir nicht alles. Ich erriet aus manchem seiner Worte, daß er sicherlich auch mit den Gefängnissen diesseits sowie jenseits des Ozeans Bekanntschaft gemacht hatte. Seine Miene drückte eine zu allem Bösen bereitwillige Entschlossenheit aus. Sein Anblick weckte in mir eine eigenartige Ideenassoziation, zunächst noch unbestimmter Art, aber doch bereits ausgeprägt genug, mich zu veranlassen, ihm einige Thaler zu schenken und ihn aufzufordern, in einigen Tagen noch einmal wiederzukommen, da ich ihm noch eine Zuweisung zu machen gedachte.

„Weiß jemand hier von Ihrem Auge?“ forschte ich nach, als er gehen wollte.

„Nein.“

„So halten Sie den Umstand lieber geheim — er könnte Ihnen hinderlich sein, wenn Sie — wenn Sie sich um irgend einen Erwerb bemühen.“

„Ganz recht.“ Er blinzelte mich pfiffig an. Der schlaue Bursche hatte erraten, daß ich irgend eine Arbeit für ihn hätte. Wir verstanden uns bereits, bevor ich mich ausgesprochen.

Der Zufall fandte mir ein brauchbares Subjekt — ich war bereits so weit gelangt, die Gelegenheit beim Schopfe zu erfassen. Er kam wieder. Ich sondierte erst vorsichtig. Er wurde vertrauter, ließ durchblicken, daß er mir gern gefällig sein würde und daß er nicht itripulös sei. Endlich zog ich ihn ins Vertrauen. Er schauderte zurück. Auf einen Diebstahl oder Betrug komme es ihm nicht an, erklärte er scheuen Blickes, aber einen Mord möchte er nicht begehen. Meine Versprechungen lockten ihn, konnten seinen Sinn aber nicht wandeln. Unterstützen wollte er mich nach Kräften, aber die That selber nicht ausführen. Seiner Verschwiegenheit glaubte ich mich sicher; er war ein mutiger, energischer Charakter, sein eigener Vorteil, seine eigne Gefahr würden ihn als einen Mitschuldigen an mich fesseln. Wenn alles vorüber war, sollte er von mir für seine Dienste eine namhafte Summe erhalten, mit der er nach Australien auszuwandern beabsichtigte.

Vor allem kam es darauf an, jeden Verdacht von vornherein von mir abzulenken. Der Mord mußte als Raubmord erscheinen. Ottomar Stod brachte mich auf die Idee, einen Einbruch in Scene zu setzen, dessen Urheber der Behörde trotz alles Zeugens als Mörder gelten würde. Er selber schaffte mir den rechten Mann. Er hatte Bekanntschaften in Verbrechertreisen, man nannte ihn Kolter, und es gelang ihm, diesen zu überreden, den Einbruch an einem bestimmten Abend und zu einer im voraus bestimmten Zeit — denn er durfte höchstens eine halbe Stunde nach dem Mord geschehen — zu unternehmen. Ich selbst lieferte die Wachabdrücke, die er an Kolter weitergab, nur vom Sekretärschloß gab ich keine, es sollte erbrochen werden, um das Bild eines gewaltsamen Einbruchs zu verstärken.

Ich hatte im voraus mit Stod alle Vorsichtsmaßregeln verabredet. Er durfte mein Haus nicht persönlich mehr betreten, wir trafen uns abends oder zu andern Zeiten unter Anwendung besonderer Vorsicht an abgelegenen Orten, wir bestellten uns durch postlagernde chiffrierte Briefe. Stod legte sich für seine Thätigkeit einen andern Namen, den eines Kapitäns Morelly bei; er hatte in Amerika einen Cirkusjockey gekannt, der sich diesen Namen beigelegt, und derselbe hatte ihm imponiert. So spielte er dem Publikum gegenüber eine regelrechte Doppelrolle: die des Kapitäns Morelly mit einem Auge und einem falschen Bart, wenn er meine Geschäfte besorgte, und im gewöhnlichen Leben die eines harmlosen stellesuchenden oder für kurze Zeit hier sich aufhaltenden Schauspielers Bösch, auf dessen Namen er Papiere besaß, die er irgendwo einmal gestohlen oder in einer Herberge an sich gebracht hatte. Ueberall kannte man ihn nur als normalen Menschen, da er die Vorsicht gebrauchte, von Zeit zu Zeit den Gasthof zu wechseln und sein nur schwer und bei längerer Bekanntschaft erkennbares Gebrechen sorgfältig zu verbergen. Auf der Straße trug er zu diesem Zweck sogar noch eine blaue Brille. Er hatte auch für den Fall einer möglichen Ueberumpelung während seiner Thätigkeit für mich vorgesorgt: Ein langer schwarzer Mantel verhüllte seine Gestalt, darunter trug er einen kurzen Ueberrock, unter dem tief über den Kopf gezogenen weiten Hut eine Pelzmütze. So konnte er, entdeckt und verfolgt, sobald es ihm nur gelang, einen kurzen Vorsprung zu gewinnen, sein Aeußeres vollständig umgestalten, und wenn er auch noch sein künstliches Auge einsetzte, so würde niemand in der umgeschaffenen Persönlichkeit den einäugigen Kapitän Morelly vermuten.

„Ich will nicht versuchen, den Seelenzustand zu schildern, in dem ich mich bei Begehung der That befand. Um den Anschein der Abwesenheit zu erwecken, fuhr ich morgens nach Meixen, wo ich einen Bau auszuführen hatte. Das konnte nicht auffallen, da es jede Woche ein paarmal geschah. Ich blieb jedoch nicht so lange dort, als man später geglaubt, sondern fuhr

schon um sechs Uhr in einer von Morelly besorgten Bekleidung vierter Klasse heimlich zurück und schlich mich durch die Straßen nach meinem Hause, das ich hinten durch die Gartenpforte betrat. Ich wußte, daß der Gärtner abwesend war, deshalb hatte ich diesen Wochentag gewählt. Von der Köchin und dem Mädchen brauchte ich nichts zu fürchten, beide hielten sich um diese Zeit gewöhnlich in der Küche auf, sie würden mich bei gehöriger Vorsicht nicht wahrnehmen.

„Meine arme Schwester lag schlafend auf dem Sofa, als ich leise eintrat; sie hatte gelesen, und das Buch war heruntergefallen. Bei meinem Eintritt erwachte sie — darauf war ich gefaßt; ich hatte, um nicht ihren Verdacht zu erwecken, einen Hausrock über die Bluse gezogen und teilte ihr mit, ich sei gekommen, mit ihr noch einmal wegen der Selbangelegenheit zu sprechen. Es war mir wirklich Ernst mit meiner Angabe, ich wollte noch einmal versuchen, im Guten von ihr zu erlangen, was ich bedurfte. Ich riegelte, was ihr unter diesen Umständen nicht auffallen konnte, die Thür ab, um jede Störung fernzuhalten, dann drang ich in sie mit Bitten und Vorstellungen. Sie blieb bei ihrer früheren Entscheidung. Wir sprachen lebhaft hin und her — das waren die Stimmen, welche der Briefträger Gumprecht unten vernommen hatte.

„In unbeschreiblicher Aufregung schritt ich endlich



Ausgrabungen im alten Phönizien: Phönizische Frauenbüste aus Elche, Spanien. (Artikel S. 254.)

der Thür zu, anscheinend, um sie zu verlassen, in Wahrheit, um noch einmal hinauszuhorchen, ob alles sicher sei. Dann lehrte ich zurück, als ob ich noch einmal an ihre Liebe für mich zu appellieren gedachte, ich trat dicht an sie heran, meine Vorstellungen fortsetzend, und bevor sie noch ahnen konnte, was ich beabsichtigte, stieß ich ihr ein Messer, das Morelly mir besorgt, wiederholt in die Brust und erstickte durch Würgen des Halses ihre Hilferufe!

Jeder Kern bedrückt mich, wenn ich mich des gräßlichen Vorgangs erinnere. Ich war meiner Sinne nicht mächtig, ein bestialischer Rausch hatte mich erfaßt. Und doch versuhr ich scheinbar ganz ruhig und kaltblütig. Ich nahm die Schlüssel aus ihrer Tasche, schloß den Sekretär auf und nahm die darin aufbewahrten zehntausend Mark an mich, ich bedurfte einer größeren Summe zur Auszahlung und um Morelly zufriedenzustellen; die Schlüssel verbarg ich wieder an ihrem Platz und stahl mich davon. Ich ging in mein eignes Zimmer, wusch mich und kleidete mich um — ich hatte meinen Anzug in einem Bündel mit mir gebracht —, dann schlich ich mich ebenso geheim, wie ich gekommen, wieder hinaus. Ich lehrte nach dem Bahnhof zurück, mischte mich dort unter die aus dem Zug, mit dem ich in der Regel einzutreffen pflegte, aussteigenden Passagiere und fuhr in einem Wagen hierher, zitternd bei dem Gedanken, daß der Einbrecher aus irgend einem Grunde seinen Besuch in der Villa aufgegeben haben könne.

Die Größe meiner Aufregung beim Anblick der Leiche kann man sich vorstellen — was die Zeugen jener Scene für den unbändigen Schmerz eines liebenden Bruders nahmen, war Furcht, nervöse Erregung und auch schon beginnende Reue. Raum vermochte ich

das Bild, was ich sah, zu ertragen, ich wollte hinaus in mein eignes Zimmer, wo ich mich, als ich allein war, niederwarf und den Fußboden mit Thränen benehte.

„Seitdem habe ich alle Höllenqualen der Schuld, alle Beängstigungen eines bösen Gewissens empfunden. Mit unendlicher Mühe nur hielt ich mich vor den Menschen aufrecht. Und doch sah ich mich gezwungen, zu handeln, zu denken, eine gleichgültige Miene zu zeigen, wenn mir der Wurm der Reue und Furcht das Herz zu zerreißen drohte!

„Alles ging anfangs über Erwarten gut. Der Einbruch hatte ‚programmmäßig‘, wie sich Morelly cynisch ausdrückte, stattgefunden. Der Polizei-Inspektor hatte nicht nur den Einbrecher selbst aus der Art seiner Arbeit erraten, sondern man nahm auch einen jungen Mann unter so bedenklichen Umständen fest, daß mit Recht der Verdacht der Schuld sich auf ihn lenkte. Ich freute mich erst dieses Umstandes, den ich bald zu beklagen hatte. Der jener junge Mann war und wie er gerade zu so verhängnisvoller Stunde in den Keller kam, wußte ich nicht, ich hielt ihn für einen Dieb oder Bundesgenossen Kolters, jedenfalls kam mir seine Verhaftung sehr gelegen. An mich dachte niemand, nicht der Schatten eines Verdachtes senkte sich auf mich, allgemein war ich der Gegenstand aufrichtiger, warmer Teilnahme. Den blutigen Arbeiteranzug, welchen ich bei Begehung der That getragen, konnte ich unbehelligt und unauffällig verbrennen. An Kolters mutmaßliche Fajeleien von dem seltsamen einäugigen nächtlichen Versucher glaubte kein Mensch.

„Ungebuldig ersehnte ich die Eröffnung des Testaments herbei. Und nun begann sich das Wort vom Fluch der bösen That, die fortzeugend Böses gebären muß, an mir zu erfüllen. Der Boden des Gerichtssaals wankte unter meinen Füßen, als der letzte Wille meiner unglücklichen Schwester wie das Donnerwort einer rächenden Gottheit an mein Ohr schlug! Alles umsonst — ich hatte gemordet für meine Ehre, meine Schwester gemordet, und nun war das Fürchterliche umsonst geschehen! Macbeth durchschaute nicht mit bleicherem Entsetzen das trügerische Doppelspiel der höllischen Dämonen, als ich den graufigen Selbstbetrug, dem ich mein moralisches Ich zum Opfer gebracht!

„Noch eine letzte Hoffnung erfüllte mich. Noch stand mein Ansehen vor der Menge unerschüttert, noch spielte der Name Hobalt eine Rolle in der Geschäfts- und Kapitalwelt. Mein unbekannter Kesse würde ihn kennen wie jedermann, würde sich durch die neue Verwandtschaft geehrt, geschmeichelt fühlen, mit Freuden mein Anerbieten acceptieren, als Compagnon in mein Geschäft einzutreten. Wie schral ich zurück, als ich erfuhr, was das wunderbare Schicksal gefügt! Derjenige, den sie zum Erben bestimmt, dem an meiner Stelle ihr Hab und Gut zugehörte, als der Mörder seiner eignen Mutter im Gefängnis! Ich dachte zunächst nicht daran, aus dieser Situation Nutzen zu ziehen, ich besuchte ihn in der Hoffnung, ihn für mich zu gewinnen, dann hätte ich alles, was in meinen Kräften stand, gethan, ihm die Freiheit zurückzuerkämpfen, an ihm zu sühnen, was ich an seiner Mutter gesündigt! Mein Vertrauen täuschte mich, eine schroffe Abweisung traf mein Ohr. Da blieb mir nur noch der eine Ausweg: ihn zu vernichten! Er mußte der Mörder sein, für den man ihn hielt, er mußte verurteilt werden, damit er auf meine Anfechtung hin des Erbes für unwürdig erklärt und sein Vermögen doch noch mein Eigentum würde!

„Ich hatte eine lange Konferenz mit Morelly, wir schmiedeten das Komplott, dessen Ausführung Sie beobachtet. Die Verdachtsgründe gegen den Verhafteten sollten verstärkt werden! Morelly suchte Kolters Frau auf, um sie durch das Versprechen einer für ihre Verhältnisse beträchtlichen Summe zu bewegen, ihren Mann zur Aenderung seiner Aussage zu veranlassen. Morelly nahm die ganzen Fäden der Intrigue in seine Hand, er diktierte der Kolter die Briefe, die sie ihrem Mann in die Hände spielte und durch welche er alle ihm notwendigen Informationen in betreff Weringers und seiner Aussagen empfing. Beide Male geschah es durch die Gefälligkeit eines im Untersuchungsgefängnis befindlichen Taschenspielers und seiner ihn besuchenden Ehefrau, welche von Morelly ein ansehnliches Geschenk dafür einheimste. Auch der Handarbeiter Belling und der Invalide Blüthner wurden durch die Kolter gewonnen, ersterer vermittelte auch, als Morelly nicht mehr wagen durfte, das Haus der Kolter zu betreten, des Kapitäns Botschaften an sie oder teilte ihr mit, wo der Kapitän sie abends zu irgend einer Zusammenkunft erwartete.

„Um den Beweis nicht allein auf das Zeugnis des Einbrechers zu stützen, eignete ich mir während eines Besuchs in der Wohnung meines Kessen in Bittau eines seiner Taschentücher an, ich brachte mir einen Schnitt in den Oberarm bei, betropfte meine Hände mit Blut und trocknete sie an dem Tuch ab. Ich versteckte das Tuch im Keller an einer Stelle, wo das Mädchen es beim Kohlenholen sofort erblicken mußte. Ein glücklicher

Zufall ließ mich im Garten, dicht an der Mauer, die Brieftasche finden. Ich erriet auf der Stelle, daß sie dem jungen Mann bei seinen Versuchen, die Mauer zu erklettern, entfallen sein müsse, und opferte dreitausend Mark von den erbeuteten Banknoten, die ich mit der Brieftasche in der Kiste, in der man den Gefangenen seinerzeit aufgefunden, vergrub, um den Glauben zu erwecken, er habe die Tasche mit dem Geld dort verborgen, damit man sie bei seiner Ergreifung nicht bei ihm vorfinde. Meine Erwartung, daß man nach dem Fund des Taschentuchs weitere Nachforschungen im Keller veranstalten werde, ging in Erfüllung, die Brieftasche wurde entdeckt, und drohend zogen sich die Wolken über dem Haupte des Schuldlosen zusammen!

„Nunmehr reichte ich die Erbunwürdigkeitsklage ein — es war mein letzter Triumph! Theresie Kollers thörichtes Geständnis, des Invaliden Gewissensbisse hatten unsrer Sache keinen entscheidenden Schaden zugefügt —, da tauchte der Verteidiger Weringers, dieser Rechtsanwalt Altner, auf der Bildfläche auf und heftete sich wie ein böser Geist an Morells Fersen! Das Beste wäre gewesen, dieser hätte unverzüglich den Staub Dresdens von seinen Füßen geschüttelt, aber ich bedurfte seiner noch zu nötig. In seiner Hand vereinigte er alle Schlingen des von uns geflochtenen Gewebes. Plötzlich empfing ich einen Gilbrieff von seiner Hand unter voller Adresse, worin er schrieb, er sei am Abend vorher nur mit Not und Mühe der Verhaftung entgangen, er müsse schleunigst Dresden verlassen, ich solle ihm bis zum andern Tag zehntausend Mark schaffen. Antwort unter unsrer Chiffre. Ich bestellte ihn daraufhin für den Nachmittag des nächsten Tages auf eine bestimmte Stunde nach einem Platz im Großen Garten, für welches Zusammentreffen ich die Beobachtung bestimmter Vorsichtsmaßregeln, für den Fall man uns zusammen bemerkte und mich erkannte, in Vorschlag brachte. Leider gelang es mir nicht, mehr als dreitausend Mark aufzutreiben. Damit wollte er sich nicht begnügen, er forderte mehr, und ich mußte versprechen, bis zum andern Tag wenigstens noch einen Teil der versprochenen Summe zu beschaffen. Ich bestellte ihn für die nächste Nacht auf denselben Platz; ich lief den ganzen Tag und Abend, wie wohl vergeblich, nach dem Geld herum, erschöpft und beträchtlich verspätet kam ich infolgedessen an den verabredeten Ort. Ich näherte mich vorsichtig von der Seite — da vernahm ich den Schall freitender Stimmen —, ich erblickte, ich unterschied die Stimme Morells, er schien mit andern Personen im Kampf zu sein — eilig zog ich mich zurück. Nun fühlte ich mich nicht mehr sicher, ich beschloß zu fliehen. Die nächste Nacht soll es geschehen; ich muß erst noch Mittel aufreiben, eine Verkleidung liegt seit einigen Tagen für alle Fälle bereit. Mein Entschluß ist gefaßt: sobald man mich anhält, höre ich auf zu leben; für diesen Fall schreibe ich heute diese Bekenntnisse, ich will meine That nicht beschönigen, aber auch nicht verkannt werden!

Alban Hobalt.“

So weit reichte die Niederschrift des Mörders — was noch zu wissen not that, vernahm Schubert, als Hobalt wieder zu sich kam, von seinen Lippen. Am andern Morgen hatte Hobalt in der Zeitung zu seiner unaussprechlichen Bestürzung die Notiz über Morells Gefangennahme und Geständnis gelesen. Der Kapitän hatte ihm fest versprochen, ihn nicht zu verraten. Hobalt nahm an, daß die Erbitterung darüber, daß er das Geld nicht gebracht und nicht zur Zusammenkunft erschienen sei, ihm den Mund geöffnet habe. Nun blieb ihm nichts als sofortige Flucht, für die er schon lange den gepackten Koffer und den Anzug in Bereitschaft hielt — es war zu spät, er eilte nur der gerechten Sühne in die Arme!

Der Staatsanwalt konnte es nicht über sich gewinnen, ihn in seinem Irrtum zu belassen. Er erklärte ihm, daß Morell ihn nicht verraten, daß man ihm eine Falle gestellt habe, in die er gegangen sei.

Da verzerrten sich Hobalts Züge, ein bitteres Lächeln glitt über seine Lippen, unwillkürlich ballten sich seine Fäuste. Dann wich die jähe Spannung einer ebenso plötzlichen Erschlaffung, seine Arme sanken wie gelähmt herab, das Spiel seiner Muskeln erlosch, und er schliefte kaum vernehmbar vor sich hin: „Es ist auch so gut.“

Das waren seine letzten Worte. Tiefe Ohnmacht umfing seine Sinne, von der er nicht wieder zum Bewußtsein der irdischen Welt erwachen sollte. Doch lebte er noch bis zur Mitternachtsstunde desselben Tages. Starr und strad lag er, wie ein Toter, nur zuweilen rang sich ein leises Achzen aus seinem Munde, und seine Glieder zuckten in krampfhaften Wallungen. Plötzlich, nachts gegen halb ein Uhr, öffnete er die Augen, schaute wild um sich, preßte wie in ungeheurem Schmerz seine Hand aufs Herz und sank tot in die Kissen zurück.

Sie transit gloria mundi! Das war des großen Kapitalisten, des berühmten Häufers Königs, des glücklichen Spekulantens Glück und Ende! Sein Name der Schande verfallen für alle Zeiten, seine ehrgeizigen Pläne deckte ein einsames, schmachvolles Grab! Nie-

mand als die frivole Neugier geleitete seine Gebeine: seine Thräne des Mitleids und der Trauer wurde um ihn vergossen! Und doch entsachte die Nachricht von seiner Verhaftung und seinem Schicksal eine unbeschreibliche Aufregung in der Stadt, ungleich größer sogar als die, welche der an seiner Schwester verübte Mord hervorgerufen hatte. Die Verwunderung, die Erbitterung, die allgemeine Erregung machten sich in Schmähworten und Verwünschungen Luft. Wo waren nun die Freunde, die Reider, die Bewunderer, deren er so viele im Leben gehabt? Den erbärmlichen Mörder gab jeder ohne Mitleid auf; wie man sich noch kurz vorher seiner Freundschaft rühmte, so wollte ihm nun niemand nahe gestanden haben, und der Ausspruch: „Das hätte ich ihm nicht zugetraut!“ enthielt eigentlich noch den günstigsten Nachruf, den man ihm widmete. Fünf andre Menschen hatte der gewissenlose Mann in seinen schmachvollen Fall mit hinabgerissen, von denen nur einer, der alte Blüthner, durch rechtzeitige Reue einer entehrenden und schweren Strafe entging. Sie alle fluchten ihm; die Menschen verwünschten ihn, und schauernd prallten sie zurück vor dem grundlosen, entsetzlichen Abgrund, in welchen Habgucht, Dünkel und Ehrgeiz den so oft Bewunderten und Vereideten gestürzt hatten!

18.

Ohne Kenntnis von allen diesen Ereignissen schmachtete Rudolf Weringer noch immer im Gefängnis. Wie ein gefangenes Wild wanderte er stundenlang in seiner Zelle auf und ab; die Nacht brachte ihm keinen Schlaf, der Morgen keinen Trost mehr, die gräßlichste Verzweiflung erfüllte sein Herz. Nicht einmal das Bewußtsein seiner Unschuld gewährte ihm in Anbetracht der ihm drohenden Gefahr mehr Erleichterung; im Gegenteil, die Hoffnung war gänzlich aus seiner Brust gewichen. Er sah mit Grauen das Beil des Henkers über sich schweben, und seine Träume spiegelten ihm immer wieder von neuem die entsetzliche Katastrophe eines gewaltsamen Todes vor.

„Sterben und so jung! Und einen solchen Tod!“ Denn würde er verurteilt, so dürfte er nicht auf Barmherzigkeit hoffen, er war eines Muttermordes angeklagt, eines Verbrechens, vor dessen Entsetzlichkeit die Milde des Herrschers unfehlbar der Ueberzeugung weichen würde, hier müsse die ganze Strenge des Gesetzes walten. Immer wieder ließ er die gegen ihn vorliegenden Beweise an seinem Geiste vorüberziehen, um immer wieder zu dem vernichtenden Facit zu gelangen: Sie werden, sie müssen mich verurteilen! Zuletzt bemächtigte sich seiner eine grenzenlose Schläfrigkeit, eine Apathie, wie er sie nie gekannt. Stundenlang sah er auf einem Fleck, vor sich hin stierend mit leeren Augen, sich kaum dessen bewußt, was er dachte, und doch im Grunde seiner Seele verzweifelt, traurig und von namenloser Angst gepeinigt. War es der Wahnsinn, der gierig seine graufigen Arme nach dem jungen Mann ausstreckte, um ihn hinüberzureißen in sein fürchterliches Reich voll phantastischer, bizarrer, dämonischer Gewalten?

Es war am Mittag desselben Tages, an welchem Hobalt auf dem Totenbett seine Blutschuld reumütig bekannte. Das Essen stand noch unberührt vor dem Gefangenen, wieder sah er auf seinem Schemel, trübsinnig ins Leere stierend. Er hörte nicht, daß der Schlüssel im Schloße rasselte, daß die Thür seiner Zelle aufging und der Wärter hereintrat.

Erst als der Aufseher seine Schulter sanft berührte, hob er den Kopf und warf einen wirren, bestürzten Blick auf das große Kleiderpaket, das der Beamte auf dem Arm trug.

„Herr Weringer,“ redete ihn der Mann freundlich an, als er es sonst von ihm gewohnt war, „hier bringe ich Ihnen etwas.“

„Was — was soll es damit?“ fragte Rudolf in der aufsteigenden Furcht, er solle sich für die Gerichtsverhandlung ankleiden.

„Es ist Ihr bester Anzug, den Ihr Fräulein Braut Ihnen sendet — Sie sollen ihn anziehen.“

„Anziehen — warum?“

„Das werden Sie später erfahren — eine große Freude steht Ihnen bevor.“

Der junge Mann strich sich wie betrunken mit der Hand über die Stirn.

„Will meine Braut mich besuchen?“

„Nein, nein — etwas andres — lassen Sie nur das Fragen, ich darf Ihnen nicht mehr verraten. Kleiden Sie sich rasch an und folgen Sie mir zum Herrn Staatsanwalt, er ist eben gekommen und hat Sie sogleich zu sprechen verlangt. Ich bin gern erbötig, Ihnen ein wenig bei Ihrer Toilette zu helfen.“

Da war es Rudolf, als ob er aus einem bösen Traum erwache.

Seine Frage: „Ich soll wohl freigelassen werden?“ begegnete einem so eigentümlichen Blick des Wärters, daß er nicht länger zweifeln konnte; er stieß einen Freudenschrei aus, wie diese trostlosen Räume ihn noch nie gehört; er zog sich nicht an, er stürzte förmlich in

die lang entbehrten Kleider, und bereits eine halbe Stunde später war er in einen neuen Menschen verwandelt. Nichts hatte Ingeborg vergessen, weder den Hut noch die neuen Stiefel, weder die goldene Uhr noch das Chemisett und den Schlips. Selbst einen Handspiegel und Kamm und Bürste hatte sie beigelegt, so daß Rudolf eine kurze halbe Stunde später als vollendeter Gentleman in das Bureau des Staatsanwalts Schubert eintrat.

Der Staatsanwalt erhob sich, um ihm entgegenzugehen und ihm die Hand zu drücken.

„Ich freue mich, Herr Weringer, Ihnen verkündigen zu können, daß endlich die Stunde Ihrer Befreiung geschlagen hat. Ihre Unschuld ist sonnenklar erwiesen, und daß dies geschehen, danken Sie vor allen Dingen dem Scharfsinn und unermüdblichen Eifer Ihres ausgezeichneten Schwagers, des Herrn Rechtsanwalts Altner.“

„So bin ich frei — ganz frei?“ fragte der junge Mann mit verhaltenem Atem.

„Ganz, Herr Weringer.“

„O Gott, o Gott!“ Die hellen Freudenthränen strömten dem armen Rudolf die Wangen herab. Der Wechsel in seinem Schicksal kam zu plötzlich, seine Nerven vermochten die plötzliche starke Anspannung kaum zu ertragen. Der Staatsanwalt zog ihn auf einen Stuhl und krebente ihm teilnehmend ein Glas Burgunder, um den übermäßigen Aufruhr der Gefühle in der Brust des jungen Mannes zu dämpfen.

Rudolf stürzte das Glas auf einen Zug hinunter, dann erhob er sich, reichte dem Staatsanwalt mit dem Ausdruck seines Dankes die Hand und wollte sich entfernen.

„Verziehen Sie nur noch einige Augenblicke,“ hielt ihn aber Schubert lächelnd zurück. „Sie werden abgeholt.“

„Von wem?“

„Von uns!“ riefen zwei jubelnde Stimmen, und Ingeborg und Lorenz stürzten herein. O, wie schön Ingeborg war und wie stolz und imposant sie aussah in dem schwarzen, spitzenbesetzten Kleid, über das die helle Pelzboa herabfiel! Aus ihren seelenvollen Augen strahlte ein seltsamer Glanz, aus Wehmut, Stolz, Freude und Liebe gemischt, hervor, dabei schimmerten sie groß und voll wie Sterne und öffneten eine Tiefe wie ein unergründliches, dunkles Meer. Sie hatte sich mit all ihrer leden Stärke gewappnet, als sie kam, und ein scherzendes Wort für den ersten Gruß bereitgehalten, in dem Moment aber, als sie, die Schwelle überschreitend, den Geliebten erblickte, verschwand alles Amazonenhafte aus ihrem Wesen; ganz Weib, und was noch mehr sagen will, ganz liebendes Weib, gab sie sich ganz, wie ihr Herz verlangte, daß sie sich geben sollte; sie warf sich an seine Brust und umarmte ihn und preßte ihre rosigen Lippen auf seinen Mund!

Der Staatsanwalt ging still hinaus, um durch seine Gegenwart den Augenblick des Wiedersehens nicht zu stören. Als er wieder ins Zimmer trat, waren alle drei zum Abschied bereit; im Triumph führte Ingeborg ihren Bräutigam die Treppe hinunter, zu einer Drofskiz, die bereits auf sie wartete.

Den Rebel des Vormittags hatte die Sonne zerstreut — so strahlend wie im April lagte sie auf die Straße hernieder, und Rudolf, ganz berauscht und geblendet von seiner Freiheit und der ungewohnten Lichtfülle, sank wie betäubt in die Polster des Wagens zurück.

Die drei Glücklichen fuhren zusammen nach Pöschwitz, dem schönen Pöschwitz hinaus. Dort, im anmutigen Turmzimmer eines freundlichen Restaurants, von dem aus sie die Aussicht auf den mächtigen Elbstrom und die weite, herrliche Gegend umher genossen, begingen sie alsdann die Feier des Wiedersehens in seliger Abgeschlossenheit...

Am andern Tage kehrten alle drei nach Zittau zurück. Das Publikum bereitete ihnen einen Einzug wie Triumphatoren. Durch Extrablätter hatten die Zeitungen bereits am Tage vorher den Abschluß der Dresdner Nordtragedie bekannt gegeben; nun standen alle Bekannten der jungen Leute Kopf an Kopf am Bahnhof — denn die alte Wirtin Rudolfs hatte die Nachricht von seiner Ankunft geschwätzig verbreitet —, und beim Aussteigen aus dem Bahnwagen begrüßte sie ein Sturm von Hurras und wehenden Tüchern, und hundert Hände streckten sich dem jungen Mann glückwünschend entgegen. In der vordersten Reihe standen die Herren Lauffer und Bormann, beide angethan mit ihren liebenswürdigsten Prinzipalsmienen, mit denen sie Rudolf einluden, sobald er sich erholt, seinen Platz in ihrem Comptoir wieder einzunehmen. Natürlich hatte kein Mensch an seine Schuld geglaubt, jeder kannte ihn zu gut und konnte nicht begreifen, wie man ihm ein solches Verbrechen zutrauen konnte! Aber Rudolf war weit entfernt, darob ferkastisch zu werden, er war noch so jung und harmlos und fühlte sich beglückt durch den Gerechtigkeitsinn der Menge, ohne daran zu denken, daß nicht allein der

freigesprochene, sondern vielleicht auch der reichgewordene Mitbürger für die erhebenden Ovationen zu danken hatte.

Von der Erbschaft sprachen die drei Glücklichen

nicht; der Banquier Lauffer war der erste, der an Rudolfs neuen Reichtum erinnerte, als er gegen Abend seinen Besuch machte. Sofort verdüsterten sich Ingeborgs liebe Züge, und als sie mit dem Geliebten und

ihrem Bruder wieder allein war, erklärte sie ihm, daß sein Reichtum wie ein trüber Schatten zwischen ihre Herzen getreten sei.

„Aber warum denn, teures Herz?“



Lebenslauf eines Pferdes. Originalzeichnung von v. Meißl.

„Warum? Weil wir nun nicht mehr gleich sind. Das nur ist eine rechte Ehe, die auf innerer und äußerer Gleichheit basiert ist — Mann und Frau vereinigen ihre besten Tugenden und Kräfte zur gemeinsamen Arbeit für das gemeinsame Glück. Ist eines von beiden reich, so entsteht leicht ein Gefühl der Ab-

hängigkeit, welches das Gleichgewicht der Ehe zu stören geeignet ist.“

Rudolf, keineswegs überzeugt, schüttelte lächelnd den Kopf.

„Was du einwendest, Ingeborg, trifft nur dann zu, wenn das Vermögen von der Frau kommt und

der Mann es ist, der von den Glücksumständen seiner Frau Nutzen zieht. Außerdem sind wir beide doch so einig in unsern Neigungen und Anschauungen und zu vernünftige Menschen, als daß wir jemals über eine Sache wie diese in Differenz geraten sollten. Und überdies — kann ich dafür, daß ich reich geworden bin?



Der Sonntagsbraten. Zeichnung von A. B. Frost.

Soll ich die Erbschaft meiner armen Mutter mit dem Verlust deiner Liebe bezahlen?"

"Nein, das sollst du wahrlich nicht!" rief sie lachend und schlang zärtlich ihre Arme um ihn. "Doch eins verlange ich von dir: daß du trotz deines Vermögens deine ganze männliche Kraft einsetzt, um gut und nützlich zu wirken und deine Haushaltung zu erhalten, und daß wir deinen Reichtum nicht anwenden, um bequem und weichlich und anmaßend zu werden, sondern um Gutes zu stiften nach bestem Willen und Können!"

"Soviel hoffe ich aus dem Beispiel jenes unglücklichen Mannes, der seine Schuld so schwer gebüßt hat, gelernt zu haben," erwiderte Rudolf feierlich. "Ich sage Ja von ganzem Herzen, mein Lieb, und Gott möge uns den rechten Weg erkennen lassen, der zu jenem hohen Ziele führt, damit wir wahren Segen erzeugen mit einem Material, das bis jetzt nur den Fluch und das Unglück entfesselt hat!"

Es versteht sich, daß Rudolf, sobald er in den Besitz seines Vermögens gelangt war, die Bemühungen des wackeren Detektivs Gering mit einer reichen Prämie gebührend belohnte. Lorenz Altmeyer erntete in der allgemeinen Anerkennung seiner erfolgreichen Wirksamkeit den Dank für seine Aufopferung; Ruhm und Lob gewann der bis dahin fast unbekannt und unbeachtet gebliebene Rechtsanwalt nunmehr in Hülle und Fülle. Die Presse und die öffentliche Meinung sprachen gebührend von seiner juristischen Tüchtigkeit, seinem Scharfsinn, seiner Energie; er siedelte mit Schwager und Schwester nach Dresden über und fand dort vom ersten Tage an eine so fertige Praxis vor, als ob er sich nicht neu etabliert, sondern das Bureau eines eingeführten und vielbeschäftigten Advokaten übernommen hätte. Rudolf erwarb ein gut eingeführtes Getreide- und Samen-geschäft, das ihn in den Stand setzte, den Wünschen seiner Braut hinsichtlich der Entfaltung seiner Kraft und der Erhaltung seines Haushalts aus den Erträgen seiner Arbeit in vollem Maße gerecht zu werden; er ist noch nicht verheiratet, aber seine Hochzeit steht vor der Thür, und sein eigner und der Charakter seiner liebenswürdigen Ingeborg verbürgen ihm so viel Glückseligkeit, als eine aus Reigung geschlossene Ehe zwei edlen und bescheidenen Herzen nur immer zu bieten vermag. Therese Kolter wird sich gleichfalls bald verheiraten; der Schuhmann Wegrauch, der sie bei Gelegenheit der Schwurgerichtsverhandlungen gegen Morelly und Genossen kennen gelernt, wird sie als kleine Frau in sein bescheidenes Beamtenheim einführen, und Rudolf Weringer wird in Anerkennung ihrer ihm geleisteten guten Dienste für ihre Ausstattung dankbar Sorge tragen.

Nach dem Bekenntnis Hobalts mußten auch Kapitän Morelly, Kolter, dessen Ehefrau und der Handarbeiter Balling sich dazu bequemen, der Wahrheit die ihr zukommende Ehre zu teil werden zu lassen. Ihre Angaben deckten sich im wesentlichen mit den Ausführungen des Toten, und Kolter hatte sogar nur nötig, sein erstes Geständnis wieder aufzufrischen, in welchem er in allen Stücken den tatsächlichen Vorgängen Rechnung getragen hatte. Nur den Einbruchversuch in Hamburg leugnete Morelly auf das entschiedenste; nachdem man ihm aber einen genau solchen Bart, wie der dortige Einbrecher getragen, angeheftet hatte, wurde er von den aus Hamburg zum Zweck seiner Rekognition eingetroffenen Personen, dem Polizeibeamten und dem Portier, die ihn seinerzeit an der Ausführung des geplanten Diebstahls verhindert, mit unumstößlicher Sicherheit wieder erkannt. Der verwegene Verbrecher büßte seine unheimliche Thätigkeit mit einer Gesamtstrafe von zwölf Jahren Zuchthaus, ihm zubüßte wegen Beihilfe zum Mord, Verleitung zum Meineid und schwerem Einbruch; der tollkühne Schloffer wanderte gleichfalls auf acht Jahre in seine "zweite Heimat" zurück, während seine Frau mit drei Jahren Gefängnis und der Handarbeiter Balling, da er noch keinen Eid geleistet hatte, mit anderthalb Jahren Gefängnis davonkam. Von den Verurteilten zeigte nur der letztere Spuren von Reue; der Schloffer Kolter erklärte, als er gefragt wurde, ob er seine Strafe gleich antreten wolle, mit frecher Miene: "Natürlich!", seine Frau äußerte höhnisch, als ihre Verurteilung ausgesprochen wurde: "Na ja, arme Leute sollen einmal nichts haben!", und Ottomar Stod alias Kapitän Morelly starrte finstern vor sich hin.

Am Tage nach der Beendigung der Verhandlung gegen Morelly und Genossen besuchten Rudolf und Ingeborg in liebevoller Pietät das Grab von Rudolfs Mutter. In tiefer Bewegung standen beide an dem stillen, blumengeschmückten Hügel, auf dem der Sohn in dankbarer Liebe ein schönes Monument errichten zu lassen beschloß.

"Ist es nicht sonderbar," sagte Rudolf, die Hand seiner Braut ergreifend und innig drückend, "daß meine arme Mutter, so verschieden ihr Ende auch von dem ihres Bruders gewesen, doch im Grunde mit ihm das selbe Schicksal gehabt hat?"

"Wie meinst du das, Rudolf?"

"Beide sind durch einen gewaltsamen Tod aus der Welt gegangen, und beide sind im Grunde die Opfer einer falschen Scham, eines verkehrten Ehrgefühls geworden. Hätte meine Mutter ihrem Bruder die Wahrheit gesagt, so wäre es ihm nicht eingefallen, ihren Mord zu planen, da er von ihrem Tode bei Vorhandensein eines näheren Erben keinen Vorteil haben konnte. Laß uns aus dem Los dieser Armen eine ernste Lehre mit in das Leben hinüber nehmen, teures Lieb; lassen wir Bescheidenheit und Wahrheit die Tugenden sein, denen wir am eifrigsten nachstreben; ich fange an einzusehen, daß die Abweichung von den Grundsätzen dieser Kardinaltugenden die Ursache der meisten Unzuträglichkeiten und Leiden des Lebens ist."

Nachdem sie noch einen schönen Kranz weißer Rosen auf das Grab niedergelegt, verließen beide Hand in Hand in feierlicher, andächtiger Stimmung, die eine ruhige, innige Heiterkeit der Seele nicht ausschloß, die einsame Totenstadt. Mit ihren eisernen Pforten schloß sich hinter ihnen das Thor der Vergangenheit; sie schritten gemeinsam dem Leben, der Zukunft entgegen, einem Leben freudiger, nützlicher, edler Arbeit im großen Garten der Menschheit. Stolz und hoffnungsvoll wanderten sie Seite an Seite dahin, ohne Zagen und mit der Hoffnung der Jugend und Liebe; erfüllt von dem freudigen Vertrauen zu einander, und besetzt von dem festen Willen, die gesagten edlen Vor-sätze auch in Thaten umzusetzen.

Der Sonntagsbraten.

(Bild S. 265.)

Es ist eine Niggerfamilie, die sich da draußen im mittelamerikanischen Forst ihr Blockhaus gebaut, aus schweren Bohlen gefügt, schmucklos, aber metterfest. Man ist hier weit entfernt von der Kultur und nicht verwöhnt, was Küche und Keller betrifft. Und da wieder mal Schmalhans Koch gewesen die ganze Woche hindurch, so zog der gute Sam mit seinem Jonnie Samstags hinaus über Schnee und Eis, im dichten Waldgebüsch das Opoffum zu jagen, die mastige, baumkletternde Beutefratte. Von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel verfolgte er sein Wild, bis es der todbringenden Kugel erlag. Allerdings ein Braten, wenig nach dem Geschmack verwöhnter Gourmands; wo aber die liebe Not zu Haus, da ist Hunger immer noch der beste Koch.

Mit Freudenstößen urwüchsigster Art werden die glücklichen Jäger empfangen — wünschen wir den schwarzen Menschenbrüdern neidlosen Herzens zu ihrem Sonntagsbraten gesegnete Mahlzeit!

Zunahme der menschlichen Lebensdauer gegen früher.

Von

Dr. Otto Gottbiss.

Man hört oft die Ansicht aussprechen, daß das Menschengeschlecht in gesundheitlicher Beziehung zurückgehe und daß der Kampf ums Dasein und die rastlose Jagd nach Geld in der Jetztzeit im Vergleich mit der einfacheren, stilleren Lebensart früherer Zeiten der Gesundheit und dem Leben nachteilig sei. Mag daran auch etwas Wahres sein, so ist doch statistisch die Thatsache bewiesen, daß sich die durchschnittliche Lebensdauer der Menschheit im Laufe der letzten drei bis vier Jahrhunderte beinahe verdoppelt hat, d. h. daß der einzelne Mensch, welcher heutzutage zur Welt kommt, eine beinahe doppelt so große Aussicht hat, alt zu werden, als der vor mehreren hundert Jahren Geborene.

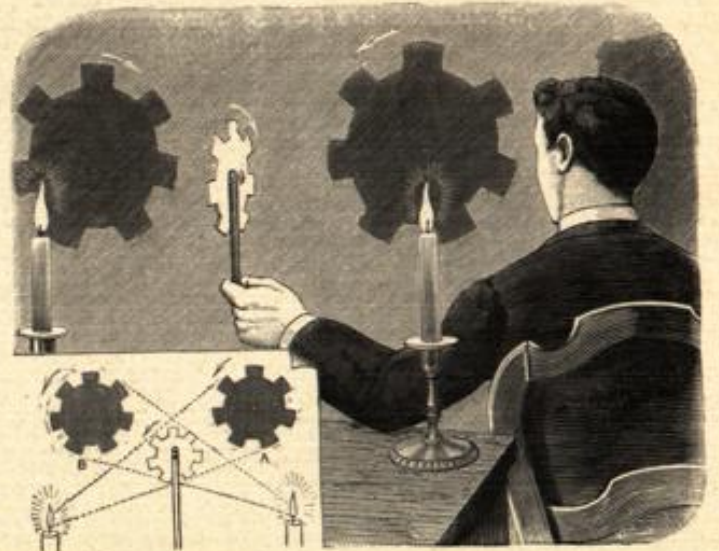
Die zuverlässigsten Angaben über die Sterblichkeit aus älterer Zeit besitzen wir aus dem Kanton Genf, von wo seit beinahe 500 Jahren genaue Totenregister vorliegen. Dort betrug im Jahre 1560 die mittlere Lebensausicht bei der Geburt 22 $\frac{1}{2}$ Jahre, während sie 1833 bereits auf 40 $\frac{1}{2}$ Jahre, also auf beinahe das Doppelte gestiegen war. Noch mehr aber als verdoppelt haben sich daselbst die Lebensausichten der kleinen Kinder. Denn im sechzehnten Jahrhundert starben in Genf von 100 Geborenen im ersten Lebensjahre nicht weniger als 26, während im siebzehnten Jahrhundert 24, im achtzehnten Jahrhundert 20 und im neunzehnten Jahrhundert nur 12 starben! Ähnliches ist für England, Frankreich, Schweden und andre Länder nachgewiesen. Im Großherzogtum Baden ist zufolge amtlicher Nachrichten die Sterbeziffer in den Jahren 1840—1888 allmählich von 28 bis auf 24 herabgesunken und im Großherzogtum Hessen von 25 auf 21.

Besonders groß und auffallend erscheint die Verminderung der Sterblichkeit in den

großen Städten, welche durch Einführung der Kanalisation und Beseitigung der Abfallstoffe, ferner durch bessere Wasserversorgung, weitläufigere Bauart, überhaupt durch sanitäre Maßregeln verschiedener Art ihren Gesundheitszustand auf eine vorher nicht gekannte Stufe gehoben haben. In der Riesenstadt London starben zur Zeit der Königin Elisabeth (1533—1603) von eintausend Menschen jährlich 42, während im Jahre 1846 sich diese Zahl auf 25 und im Jahre 1891 auf 19 verminderte. In Berlin sank nach der Kanalisierung (1876—1885) die Sterblichkeit von 29 auf 24. Ramentlich ging der Tod an Typhus von 4% aller Gestorbenen in den fünfziger Jahren auf 0,8% im Jahre 1885 zurück. Ähnliche Beobachtungen sind in fast allen deutschen Städten gemacht worden, welche in der letzten Zeit durch Kanalisierung ihre Gesundheitsverhältnisse nicht nur in Bezug auf den mit Boden und Grundwasser eng zusammenhängenden Typhus, sondern auch bezüglich aller ansteckenden und epidemischen Krankheiten verbesserten. Im Mittelalter dagegen waren die Städte eng gebaut, schlecht oder gar nicht gepflastert, starrten von Schmutz und Unrat, erfüllten die Luft mit Leichendunst, da die Gestorbenen in den Kirchen beigesetzt oder auf dem Friedhof inmitten der Stadt begraben wurden. Deshalb richteten Epidemien geradezu ungläubliche Verheerungen unter der Bevölkerung an. So hat in London die jetzt ganz verschwundene Pest in den Jahren 1592, 1597, 1603, 1625, 1636 und 1665 jedesmal die Hälfte bis zwei Drittel der Einwohner hinweggerafft. Ueberhaupt bildet das fast gänzliche Verschwinden der großen Epidemien früherer Jahrhunderte, wie Pocken, Pest, schwarzer Tod, Ausfall, heiliges Feuer u. s. w., eine der Hauptursachen für die größere Langlebigkeit der Gegenwart. Die Opfer, welche bei uns alle Jahrzehnte mal die Cholera fordert, sind ganz verschwindend im Vergleich mit jenen Geißeln des Menschengeschlechts, welche mitunter ganze Städte und Länder entvölkerten. So starben zwischen den Jahren 1300 und 1500 in Wien auf einmal 70 000, in London 80 000, in Köln 40 000, in Konstantinopel sogar 334 000 Menschen! Dazu kommt in unserer Zeit außer den zahllosen Verbesserungen der äußeren Lebensverhältnisse der hohe Stand der ärztlichen Wissenschaft. Schon allein durch die antiseptische Wundbehandlung werden unzählige Menschen am Leben erhalten, welche früher dem mit Recht so gefürchteten Wundfieber zum Opfer fielen.

Amüsante Wissenschaft.

Schatten, die sich in entgegengesetzter Richtung bewegen. Man schneidet sich aus einem Stück Karton ein Rammrad aus, das recht scharf markierte Rämme hat. Durch seine Mitte treibe man einen Stift, mit dem man es an ein aufrecht gehaltenes Lineal befestigt. Dann zünde man zwei Kerzen an, die sich auf dem Tisch in einem Abstand von ungefähr einem Meter voneinander befinden und eine gleichmäßige Entfernung von der Wand wahren. Wenn man das Rad parallel zu der Wand hält, so daß es auf diese zwei kreisrunde Schatten wirft, und man es sich dann um den Stift drehen läßt, wird man auf der Wand die Schatten sich in der gleichen Richtung wie das Rad drehen sehen, so wie es auf der Nebenzeichnung unserer Abbildung die Pfeile andeuten. Das alles ist so natürlich, wie nur etwas sein kann. Anders aber würde es sich verhalten, wenn verlangt werden sollte, es so einzurichten, daß die Schatten sich in entgegengesetzter Richtung drehen. Die Lösung dieses Problems würde so viel Kopfschmerz verursachen, daß wir die Leser damit nicht plagen und wir ihnen lieber zeigen wollen, wie sie in ziemlich einfacher Weise über die Schwierigkeit hinwegkommen können. Man halte das Rad nicht mehr parallel, sondern senkrecht zur Wand, und suche, es bald ihr näher bringend, es bald von ihr entfernend, die Stelle zu



Schatten, die sich in entgegengesetzter Richtung bewegen.

ermitteln, von der aus die Schatten an der Wand nicht mehr als mehr oder minder abgeflachte Ellipsen, sondern in ihrer früheren kreisförmigen Gestalt erscheinen. Wenn man alsdann das Kartonrad anwirft, wird man gewahren, daß die Schattenbilder sich nunmehr gegeneinander drehen, das heißt, das eine von links nach rechts und das andere von rechts nach links. Diese eigentümliche Erfahrung wird uns daran erinnern, daß es bei schiefen Kegeln mit kreisförmiger Grundfläche zwei Arten von Querschnitten giebt, die Kreisgestalt haben; die einen, um die es sich in unserm ersten Fall handelte, sind die zur Grundfläche parallel verlaufenden, und die andern, die in unserm zweiten Fall zur Geltung kamen, diejenigen, die man „antiparallele“ nennt. Das Kartonrad hat uns abwechselnd diese beiden Arten von Querschnitten veranschaulicht, wobei die Klammern der beiden Lichter die Spitzen der beiden Regel darstellten, deren entsprechende Grundflächen die beiden Schatten bildeten.

Neue Bücher und Schriften.

„Requiem.“ Erinnerungsbilder einer Mutter. Braunschweig, Verlag von Richard Sailer. Geb. 2.—. — Es ist der tiefe Schmerz, das unendliche Heimweh einer Mutter nach ihrem verlorenen „Sonntagkind“, das in diesen hochpoetischen Liedern herzerwärmend Ausdruck findet. Wenn je ein geliebtes Kind früh geschieden, der wird diese tiefempfundenen Lieder in ihrer ganzen Innigkeit verstehen und wieder und wieder lesen.

„Das neue Buch von der Welt.“ Geschichte, Organisation und Leben des Volkstums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von A. v. Schwegler-Verchenfeld. Wien, H. Hartleben's Verlag. Reich illustriert mit 633 Abbildungen im Text. In 30 Lieferungen zu 50 Sch. — Dieses inhaltreiche Werk, auf das wir bereits wiederholt hingewiesen haben, liegt jetzt abgeschlossen vor. In der Möglichkeit, sich über irgend eine politische Einrichtung in irgend einem Lande sofort zu orientieren, liegt sein praktischer Wert; in seiner Gesamtheit aber bildet das Buch vielmehr eine ebenso reichhaltige als anregende Lektüre, und es muß als ein besonderes Verdienst des Verfassers hervorgehoben werden, daß er den anscheinend so trocknen Stoff zu lebenden und interessanten Erzählungen zu gestalten wußte. Er hat hier ein Werk geboten, das für lange Zeit als wichtiger Beisatz für die Kenntnis des Volkstums in historischer, organisatorischer und technischer Beziehung dienen wird.

„Fischerbuch, Haus, Sommerlänge.“ Verlag von Ferd. Schöningh, Paderborn. Preis 2.40. — Der Verfasser, unsern Lesern durch manchen lyrischen Beitrag wohl bekannt, bewährt auch hier sein schönes Talent, dem doch auch der Ernst künstlerischen Strebens nicht ferngeblieben ist. Die Sagenbilder, die zuerst in der „Illustrierten Welt“ erschienen sind, werden sich in dieser Sammlung neue Freunde erwerben; der letzte Abschnitt des jüdischen Wanders ist auf den religiösen Ton gestimmt.

„Hammerling's Werke.“ Volksausgabe in 4 Bänden. Herausgegeben von Dr. Richard Rabenlehner. Hamburg, Verlagshaus v. J. F. Richter, und Wien, F. Schöningh. — Die schöne Ausgabe der Hammerling'schen Werke, deren Erscheinen in 35 Lieferungen zu 50 Sch. und wiederholt Hinweis zu warmer Empfehlung gab, liegt nun abgeschlossen vor (geb. 4.20.—). Der 3. Band (Lieferung 20 bis 24) bringt die formvollendeten lyrischen Gedichte in den Sammlungen „Sinnen und Willen“ und „Blätter im Winde“; der 4. (Lieferung 25 bis 35) enthält außer dem Rätsel- und Liebesroman aus Altgriechen „Alphina“ als Anhang die Lebens- und Biographie des Dichters von Rabenlehner. Ein bedeutungsvoller Zeitraum der Geschichte Athens, die Höhe seiner politischen, künstlerischen und geistigen Entwicklung unter Perikles mit einer Fülle hervorragender Menschen ist von Hammerling fastwörtlich aus dem Dämmerlicht der Vergangenheit hervorgeholt; der Zauber der Schönheit in Kunst und Leben, der das Zeitalter des Perikles umhüllt und in den Schöpfungen des Phidias seinen monumentalen Ausdruck gefunden hat, wird in dem Roman mit unvergleichlichem Glanz des Stoffes und der Sprache auf den Leser. Die vorliegende Ausgabe der Hammerling'schen Werke ist ein rühmendes Monument seines Lebens und seiner Dichtung, das in jedem deutschen Haus des gebildeten Mittelstandes seine Stelle finden sollte.

Berne, Julius, „Die Historien von Jean-Marie Cabidoul.“ Autorisierte Ausgabe. Wien, Pest und Leipzig, H. Hartleben's Verlag. Preis brosch. 7.50. — Nach der Wasserwaage des großen Cyranus leitet J. Berne und diesmal, nach den jüdischen Teilen in der Nähe Neuchâtel's bis hinauf ins ostliche Meer. Mit Interesse wird jeder Leser die weite Reise verfolgen, die ein Walfänger, zuerst vom Glück begünstigt, zuletzt aber unter den größten Schwierigkeiten pariert. Gewürzt ist die Schilderung durch die interessanten Behandlung der Frage der Jabelhaften Seeräuber, die noch heutzutage selbst in den Köpfen ergrauter Seeräuber haften.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel.



Macht's selbst-Rätsel.

Die nachstehenden Wörter, deren Anfangsbuchstaben den Namen des tapferen Burenführers Christian Dewet bilden, sollen durch Umwandlung je eines Buchstabens in andre Wörter übergeführt werden. (Beispiel: Wind — Bild — Wand — Band — Banl.) Dasselbe Wort darf jedoch nicht zweimal zur Verwendung kommen. Die Lösung kann, naturgemäß, auch eine andre sein als die des R.-D.

Ghor — Helm — Raub — Jbar — Sohn — Tanz — Jden — Kroe — Naht — Dorf — Ella — Weiß — Epos — Twer.

Silbenrätsel.

Ich ward, die 1. als Kind dir schon bekannt,
Um mich schon sahst lächelnd deine Hand,
Ich ging mit dir durch deines Daseins Gang;
In Ernst und Scherz, beim Beten und beim Sang;
Nicht gut kann ich dich machen, schlecht auch nicht,
Doch besser, schlechter, wie ein Weiser spricht.

Die 2 und 3 verweisen auf ein Ziel.
Ob gut, ob schlimm, es hängt daran so viel;
Sie werden auch gewogen nach dem Jahr.
Auf Weg und Steg, in wilder Kriegsgefahr;
Doch 1, 2, 3 geschieht an stillem Ort.
Und ein Roman führt auf das Rätselwort.

Wortumwandlungsrätsel.

Tangermünde — Schauturnen — Riesenfortschritt — Wech-
muff — Anpreiung — Nähmamsell — Blamage — Gefähr-
verzierung — Probepeil — Altarentweihung — Gefangstunt
— Bräutungsfeier — Erziehungsanstalt — Verbitterung —
Weienalbei — Pfasterstein — Weiseligkeit — Anordnung —
Estrade — Rangunterschied — Morgenluft.

In jedem dieser Wörter ist ein andres Hauptwort ent-
halten, aus dem durch Umstellung der Buchstaben ein andres
gebildet werden kann; die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter
ergeben ein Sprichwort.

Ausfüllrätsel.

ge	
sel	
le	
ne	
sta	
fer	
re	
stamm	
ne	
on	
ra	
re	
je	

Die leeren Felder sind
derart auszufüllen, daß
jedes zwei stets die End-
wie die nachfolgende An-
fangsbild eines zweifelhaf-
ten Wortes bildet. Die
Endbuchstaben von Feld
drei sollen einen deutschen
Schriftsteller nennen. Die
Anfangsbuchstaben von
Feld eins den Titel eines
seiner Werke.

Worträtsel.

Ein Etwas ist's, das überall
kann geschehen,
Bald hat es guten, hat bald
schlimmen Sinn;
Ein Zeichen nur — du fährst
des Schicksals Wehen.
Von Banken spricht's, von
Trümmern, von Ruin.

Gingeländ-Rätsel.

— hab' ich es erwogen,
— an dich dabei gedacht,
— alles überflogen
— manch' schlaflos stüßte Nacht;
— drei böse Schicksalschlangen
— sich dann an zu zwei,
— die haben wohl gefangen
— —, bin nicht dabei!
— doch für uns neue Schritte,
— auch mal der Dämmern Fort;
— das, was ich uns erbittet,
— im Anfangsleternwort.

Die Striche bedeuten Silben je eines Wortes.
Nichte Gertrud in Dessau.

Auflösungen der Rätsel Seite 242.

Des Lieberanfang-Rätsels: Leise zieht durch mein
Gemüt. — Meinchen von Tharau ist's, die mir gefällt. — Du
bist wie eine Blume. — Wir gerne dir zu Füßen. — Wenn sich
zwei Herzen scheiden. — Ach, wie ist's möglich dann? — So
viel Stern' am Himmel stehen. — Einsam bin ich, nicht alleine.
— Freudevoll und leidvoll, gedankenvoll sein. — E' biffete Lieb',
e' biffete Trenn. — Ach, du Karblauer Himmel und wie schön bist
du heut! — Rosenstock, Goldberblüt, wenn i' mei' Dirndl sieh.

Des Nacht'selbst-Rätsels: Daus — Jlet — Ente
— Zinn — Chan — Hort — Alf — Kade — Etui — Torn
— Gule — Zenz — Laie — Eber — Bari — Ende — Nyon.

Des Silbenrätsels: Feuerwehr.
Des Neujahr'srätsels: Man verfolgt die Linien, von
links anfangend, bis zu den Buchstaben, nach denen sie führen,
und liest diese in dieser Reihenfolge ab:
„Ein glückliches neues Jahr!“

Des Streichrätsels:
Nicht wie wir schreiben,
Nein, wie wir's treiben —
Weib oder Mann —
Darauf kommt's an!

Schachbriefwechsel.

Wichtige Lösungen zu Nr. 3 fanden ferner ein: P. Kölling in
Bielefeld und W. Bialobok in Cöln.

Aus Küche, Haus und Hof.

Hasentöpfe. Man nimmt das Geräusche
(Leber, Herz, Lunge und Nieren) von ein
paar Hasen, die aber ganz frisch sein müssen,
häutet und haakt es fein. Etwa den vier-
ten Teil von der Quantität des Fleisches
nimmt man abgerundetes, in Wasser ein-
geweihtes Weißbrot, dann etwas feinge-
schnittene, in Butter gedämpfte Zwiebel,
Gewürz, Salz, Thymian, Majoran, fein-
geschnittene Zitronenschale, ein paar Eier
und ein wenig Mehl. Aus dieser Masse
formt man Klose wie einen mittelgroßen
Apfel, legt sie in kochendes Salzwasser
und kocht sie eine Viertelstunde. Man
richtet sie mit ein wenig Brühe an und
gibt in Butter geröstetes Weißbrot darüber.
Die Knödel sind sehr gut und kräftig und
passen zu Sauertraut.

Schellfisch. Ist der Fisch geschuppt, aus-
genommen und gewaschen, so zerlegt man
ihn in drei bis vier Stücke; man kann
ihn aber auch ganz lassen, je nach Größe
des Fischleffels. Die Stücke werden in
kochendes Salzwasser gelegt, und wenn dies
wieder aufkocht, ist der Fisch gewöhnlich
gar, wo nicht, so läßt man ihn noch ein
wenig ziehen. Man richtet auf heißer Platte
an und giebt Salzkartoffeln und geschmol-
zene Butter in einem Tunkennapf dazu.

Zweifarbige Kartoffelpüree. Man schält
ein Duzend große Kartoffeln, schneidet sie
in große Würfel und kocht sie in Wasser
weich; gießt das Wasser ab, verrührt die
Kartoffeln mit 70 Gramm Butter recht
fein und fügt 1/2 Liter süße Sahne oder
auch Milch und etwas Zitronenschale hinzu.
Die Hälfte davon vermischt man mit
Krebstutter, giebt sie in die Mitte der
Gemüschüssel, das weiße Püree im Kranze
herum, und garniert das Ganze mit Kreb-
schweifen.

Kartoffelsalat mit Fleisch. Man schneidet
Rindfleisch, besonders Roastbeef oder gute
Bratenreste, in feine Scheiben und giebt sie
mit der Hälfte zu Würfeln geschnittener
Kartoffeln, welche auch Kesse sein können,
in die Salatschale. Hat man 1/2 Kilo
Fleisch, so nimmt man einen Eßlöffel
Salz, halb so viel Pfeffer, einen Eßlöffel
fein gehackte Petersilie oder etwas zu
feinen Würfeln geschnittene Sauergurke,
sechs Eßlöffel Öl und vier Eßlöffel Wein-
essig daran und mengt es gut unter-
einander.

Béchamel-Tunke. Man läßt 60 Gramm
Butter zergehen und rührt einen Eßlöffel
feines Mehl hinein, fügt eine mit einer
Gewürznelke bestückte Zwiebel hinzu und
dämpft es zusammen auf gelindem Feuer,
wonach man es mit 1/2 Liter süßer, kalter
Sahne fein abrührt und die Tunke unter
beständigem Rühren bis zur Hälfte ein-
kocht, durchsiebt, in ein irdenes Gefäß thut
und, damit sie keine Haut zieht, durchrührt,
bis sie erkaltet ist. (Die Tunke wird nach
ihrem Erfinder, dem Marquis de Béchamel,
Hauschefmeister Ludwigs XIV., benannt.)

Kartoffelschnitten zum Thee. Man knetet
90 Gramm Butter, 90 Gramm Mehl, 90
Gramm recht weiße und mehlig ge-
riebene Kartoffeln und 30 Gramm Zucker
mit einem Ei und einem Eidotter kräftig
zu einem Teig, den man mehrmals zu-
sammenschlägt und ausrollt. Zuletzt wird
er fingerdick ausgerollt und zu verschobenen
Vierecken geschnitten, die man mit ver-
klopftem Ei bestreicht, mit Salz bestreut
und schnell auf einem Backblech bäckt.

Anna Berg.

Weiße wollene Kindermützen sind im
Winter für die kleinen Lieblinge sehr be-

liebt, sie sind warm und mollig und sehen
außerdem allerliebste aus. Nur die richtige
Reinigung dieser Mützen muß man len-
nen, will man sie nicht nach der Wäsche
zusammengelaufen und unansehnlich finden.
Noch immer sind solche Mützen wie neu
geworden, wenn man sie in der folgenden
Lösung gewaschen hat. Man thut in einen
halben Eimer lauwarmes Wasser 20 Gramm
Stearinöl und 20 Gramm Salmiakgeist und
rührt dies zusammen zu Schaum. Dann
drückt man die Mützen darin fünf bis zehn
Minuten tüchtig und hängt sie, nachdem
man die Flüssigkeit möglichst herausgedrückt
hat, zum Trocknen auf. Man klopft die
Mützen in halbfeuchtem Zustande gut zu-
recht und kann sie, wenn sie trocken sind,
ohne weiteres gebrauchen. Auch weiße
wollene Kinderjackchen kann man auf diese
Weise reinigen.

**Zur Garnitur von Ball- und Gesellschafts-
kleidern** sind bunte Seidenbänder sehr beliebt.
Behält man von diesen nun Reste, oder hat
man abgenutzte, unansehnlich gewordene
Bänder, die man kaum mehr benutzen
kann, so sollte man aus breiten derartigen
Bändern praktische Kleideraufhänger her-
stellen. Auf einfache Weise geschieht dies,
indem man die Bänder zwei- bis dreimal
der Länge nach so einfnickt, daß man
1 Centimeter breite Streifen erhält, die
man mit der Maschine zusammensticht,
zu richtiger Länge schneidet und dann nach
ihrer Farbe zu Aufhängern farbiger Blusen
oder Kleider verwendet. Diese Kleider-
aufhänger kosten nichts und haben außer-
dem den Vorteil, sehr fest und dauerhaft
zu sein.

Sauertraut ist in Wintertagen ein überall
beliebtes Essen; wenige Hausfrauen aber
wissen, daß die Brühe des Sauertrautes,

die meist unbeachtet fortgeschüttet wird,
für Messingsachen ein treffliches Putzmittel
ist. Die Anwendung ist zudem die denkbar
einfachste. Man reibt die zu putzenden
Gegenstände einfach mit der Brühe des
Sauertrautes gut ab und poliert sie da-
nach trocken, sie werden strahlend blank
aus der Wäsche herausgehen. Nur wenn
die Sachen sehr stark angelassen sind, muß
man etwas Asche zu Hilfe nehmen. Man
legt alsdann die Dinge mehrere Stunden
in die Brühe, reibt sie mit dieser und etwas
Asche gut ab, spült sie mit klarem Wasser
und reibt sie darauf trocken.

Im Winter hat man größere Fleischstücke,
die sich alsdann gut halten, im Hause vor-
rätig, und speziell geräuchertes Fleisch, wie
Rauchfleisch, Gänsebrust und dergleichen,
füllt die Vorratskammer. Bei diesen letzten
Sachen wird die Hausfrau die unangenehme
Erfahrung machen, daß die Schnittfläche
von einem zum andern Tage farblos wird
und auch trocken erscheint. Wenn man
täglich von solchem Fleisch abschneidet,
kann man die rote Farbe und Saftigkeit
der Schnittfläche sehr gut erhalten, wenn
man eine Glasplatte, die etwas größer
sein muß als die Oberfläche des Fleisch-
stückes, die sie bedecken soll, mit frischem
Olivenöl anfeuchtet und fest auf die Schnitt-
fläche drückt. Zu beachten ist aber immer,
daß man die Glasplatte täglich reinigt
und frisch mit Öl bestreichen muß, sonst
verdirbt der Geschmack der ersten Fleisch-
scheibe. Braucht man das Fleisch nicht
täglich, und liegt ein Zwischenraum von
mehreren Tagen zwischen dem Gebrauch,
so thut man am besten, die erste Scheibe
abzuschneiden und zur Herstellung einiger
kleiner Appetitbrötchen zu benutzen.

Luise Holt.

Was giebt es Neues?

Handel und Verkehr.

Gefrorenes australisches Fleisch. Im Handel mit gefrorenem Fleisch hat Australien eine hervorragende Stellung sich errungen. Nach *The Monetary Times*, Toronto, fahren nicht weniger als dreißig Schiffe mit Gefrier-einrichtungen und mit Räumen für die Ladung von nahezu zwei Millionen Tierkörpern regelmäßig zwischen Neuseeland und Europa, außerdem aber ungefähr 70 Fahrzeuge von ähnlicher Größe zwischen Australien und britischen Häfen. Vom Jahre 1882 an, wo die Verschiffung gefrorenen Fleisches begann, bis 1896/97 war die aus Neuseeland ausgeführte Menge dieser Ware von anderthalb Mill. Pfund auf 150 Mill. Pfund im Werte von 30 Mill. Mark gestiegen, während Queensland für 13,2 Mill. Mark und Neufundwales für mehr als 5 Mill. Mark lieferten.

Des Weltmarktes Hauptquelle von Wolle ist Australien. Dieser Erdteil übertrifft in der Gewinnung von Wolle die südamerikanischen Gebiete bedeutend, welche mit 500 000 000 englischen Pfund an zweiter Stelle stehen; dann folgen die Staaten des europäischen Festlandes mit 450 000 000 Pfund. An vierter Stelle kommen dann die Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche, einschließlich Kanada, 272 000 000 Pfund Wolle liefern. Australien aber kann unter günstigen Umständen damit rechnen, daß es eine Erzeugung von 1 000 000 000 Pfund Wolle, also von der Hälfte des Bedarfs der Welt erreichen wird.

Länder- und Völkerkunde.

Japanische Fabrikarbeiterinnen. Ueber 35 000 Frauen sind in Japan in Fabriken thätig. Ihr Höchsteinkommen beträgt ungefähr eine Mark im Tag, die geringste Löhnung 50 Pfennig. Eine Hälfte der Fabrikarbeiterinnen arbeitet bei Tag, die andere bei Nacht. Jede Abteilung arbeitet elf Stunden. Zu Anfang eines neuen Jahres haben sie eine Woche lang Ferien, außerdem noch fünf oder sechs Tage das Jahr hindurch. In jeder Woche fallen einige Stunden zum Ausruhen ab, während die Maschinen untersucht und, wenn nötig, repariert werden. In allen Fabriken beinahe werden Fortschritte in der Arbeit und längere Dienstzeit auf irgend eine Weise belohnt und die Mädchen zu Sparsamkeit und Fleiß angehalten. In vielen derselben sind Sparcassen eingeführt, in welche die Arbeiterinnen freiwillig einbezahlen können; in manchen werden sie dazu gezwungen. Alle diese Einlagen verzinst man ihnen mit 10 %. Das Leben ist sehr billig; überdies haben einige der Mühlen und Fabriken Kosthäuser eingerichtet, in denen die Angestellten zu äußerst billigen Preisen Verköstigung finden. In Tokio haben die Mühlenbesitzer angefangen, für die Erziehung der Arbeitenden zu sorgen; man lehrt sie nach der Arbeit lesen, schreiben, nähen u. s. w. Ein Arzt ist an jeder Fabrik angestellt. Die Mädchen finden gewöhnlich durch Agenten Anstellung, die für ihren Charakter und ihre Befähigung bürgen. Hierfür erhält der Agent von jedem Mädchen ungefähr eine Mark bei Antritt der Thätigkeit und zehn Pfennig monatlich während der üblichen drei Jahre.

Naturwissenschaftliches.

Weinende Tiere. Es wird eine ganze Anzahl von Beispielen dafür angeführt, daß viele Tiere wirkliche Thränen vergießen, und zwar auch aus ähnlichen Veranlassungen, die den Menschen zum Weinen bringen. Zu den Tieren, die am leichtesten weinen, gehören die Niederläuer, deren Neigung zu Thränen so bekannt ist, daß der Volksmund ein Sprichwort geschaffen hat, „weinen wie ein Kalb“. Alle Jäger wissen, daß der Hirsch weinen kann, und es wird berichtet, daß auch der Bär Thränen vergießt, wenn er sein letztes Stündchen gekommen sieht. Nicht weniger empfindsam ist die Giraffe, die mit thränenreichen Augen den Jäger anfiehet, der sie verwundet hat. Ein englischer Schriftsteller berichtet von einer amerikanischen Antilope, die er lange Zeit verfolgt hatte: „Schäumfloden flogen von ihrem Mause, Ströme von Schweiß hatten ihrer grauen Haut eine bläuliche Färbung gegeben. Thränen fielen aus ihren großen, schwarzen Augen, und es war ersichtlich, daß das Tier das Nahen seiner letzten Stunde fühlte.“ Hunde weinen leicht, auch manche Affen. Für die Neigung des Elefanten zum Weinen ist oftmals Zeugnis abgelegt worden. Er vergießt Thränen, wenn er verwundet ist, oder wenn er sieht, daß er seinen Verfolgern nicht entkommen kann, und die großen Tropfen rollen aus seinen Augen wie aus denen des Menschen bei heftiger Erregung. Tenant, der große Elefantenjäger, der, wie wenig andre, das Gebaren dieses prächtigen Tieres kennen gelernt hat, spricht von einer Herde, die in Gefangenschaft genommen war: „Einige blieben ruhig, legten sich auf den Boden und bewiesen ihren Kummer nur durch Thränen, die ohn' Unterlaß aus ihren Augen drangen.“ Sogar Wassertiere sind des Weinsens fähig. So stimmen alle Beobachter darin überein, daß die Delphine im Augenblick des Todes einen tiefen Seufzer thun und reichliche Thränen vergießen. Auch einen jungen Seehund hat man weinen sehen, als er von einem Schiffer gequält wurde.

Kunst und Literatur.

„Durch ganz Italien.“ Sammlung von 2000 Photographien italienischer Ansichten, Altertümer, Baudentmaler, Kunstschätze, Volkstypen u. s. w. Prachtalbum in Großfolio-Querformat, vornehmste Ausstattung, vollständig in hochlegantem Originalband 42 Mk. oder in 30 Lieferungen à 1,20 Mk. — Werner Verlag G. m. b. H., Berlin SW., Lindenstraße 16/17. — Nicht allen Sterblichen

ist es vergönnt, den klassischen Boden Italiens zu betreten, um die herrlichen Zeugen seiner Kultur und Geschichte, seiner Fülle von Kunstschöpfungen an Ort und Stelle zu genießen und zu studieren. — Unter Aufwendung von verhältnismäßig geringen Mitteln ermöglicht dies nun in bequemster und umfassendster Weise, höchsten und verwöhntesten Ansprüchen gerecht werdend, das vorliegende Prachtwerk. Die vorzüglichen Reproduktionen in scharfen Repagen auf Kunstdruckpapier, begleitet von einem knappen, aber durchaus genügenden Text, führen alle die unvergleichlichen Schönheiten in Natur und Kunst vor, an denen kein zweites Land der Welt so reich ist wie Italien. Keine der geweihten Stätten bleibt unberührt, mit Venedig beginnend, bis in die äußerste Spitze des Stiefels. Sizilien bildet den Schluß der interessanten Schilderungen. — Es bedarf dabei wohl keines besonderen Hinweises, daß dieses vielseitige Sammelwerk nicht nur dem kunstliebenden Laien, sondern namentlich auch den Kunstübenden, wie Architekten, Bildhauern und Malern, sowie Kunstgeschichte Vortragenden und Hörenden ein bedeutungsvolles Quellenmaterial bietet. Wir möchten „Durch ganz Italien“ als „Italienisches Kunstmuseum“ und als schönstes Werk seiner Art be-



Prinzessin Yolanda Margherita von Italien, Tochter des italienischen Königspaares.

Nach einer phot. Aufnahme der Königin Helena.

zeichnen; als solches empfehlen wir es unsern Lesern aufs wärmste.

Die Litteratur in Grönland. Eine Dänin, Frau Signe Rink, hat sich der Mission unterzogen, die von Mund zu Mund überlieferte Litteratur Grönlands zu sammeln. Sie hat zu diesem Zweck alle Dörfer des unwirtlichen Landes besucht und eine Menge Lieder und Erzählungen nach dem Diktat der Estimos und der Mischlinge von Dänen und Estimos aufgezeichnet. Als Resultat ihrer Forschungen ist soeben ein erster Band mit dem Titel „Hajastmaenner“ erschienen. Bis zum Jahre 1850 gab es auf der großen, eisbedeckten Insel keine andern gedruckten Bücher als einige Exemplare der Bibel. Dann brachten Missionare Lesebücher für die Schulen, die sie begründeten, mit und verfassten kleine erbauliche Erzählungen, die wieder abgeschrieben wurden und im Manuscript von Dorf zu Dorf zirkulierten. Die erste Presse wurde in Grönland im Jahre 1861 eingeführt. Dr. Munk gebrauchte sie, um eine Wochenschrift, „Atmagagblintit“ zu gründen, die noch heute besteht und die einzige Zeitschrift des Landes geblieben ist. Man verteilt sie gratis, denn alle Kosten, die sehr bescheiden sind, werden vom Staate gedeckt. Das Material der Zeitschrift bilden die Mitteilungen der Regierung, die Auszüge aus den europäischen Blättern, von denen die Dampfer von Zeit zu Zeit einen Armvoll mitbringen, und die Mitarbeit von Ärzten, Pastoren und Lehrern. Die Zeitschrift wird geleitet, gesetzt, gedruckt, gefalzt, expediert und sogar illustriert von einer und derselben Person Namens Lars Möller.

Warnungstafel.

Nachstehenden beachtenswerten Erlaß über die Gefährlichkeit der Schultinte hat die Regierung in Minden kürzlich ergehen lassen: „Durch bakteriologische Untersuchungen ist festgestellt, daß sich in den meisten Tinten Schimmelpilze und andre gesundheitschädliche Bakterien massenhaft vorfinden, namentlich in solchen, die nach jedesmaligem Gebrauch nicht sogleich wieder zugefügt werden. Kleine Tiere, wie Meerschweinchen, Mäuse und Ratten u. s. w., denen solche Bakterien eingeimpft wurden, gingen schon nach wenigen Tagen zu Grunde. Hieraus erklären sich die traurigen Vorkommnisse, wo unbedeutende Stiche mit einer in Tinte getauchten Feder

Blutvergiftungen und den Tod der betreffenden Person zur Folge hatten. Viele Kinder haben nun die üble Gewohnheit, die Tintenfeder in den Mund zu nehmen und sogar abzulecken, wodurch die Pilze und Bakterien durch den Speichel in den Magen gelangen und dort, wenn auch direkt keine Blutvergiftung, so doch den Keim zu Erkrankungen verursachen. Andre denken, wenn sie in der Schule oder zu Hause einen Tintenleck ins Gest gemacht haben, die Sache dadurch in Ordnung zu bringen, daß sie ihn sogleich ablecken.“ In dem Erlaß wird schließlich vor solcher, der Gesundheit nachteiligen Verwendung der Tinte dringend gewarnt.

Entscheidungen.

Der Titel „Naturarzt.“ Der Naturheilkundige G. in Charlottenburg bezeichnet sich auf seinem Hauschilde „Naturarzt, nicht approbiert“. Er wurde wegen Bezeichnung als Arzt unter Anklage gestellt, vom Schöffengericht aber freigesprochen, weil der groß geschriebene Zusatz „nicht approbiert“ dardue, daß dem Angeklagten die Absicht, das Publikum zu täuschen, fernliege. Die dritte Strafkammer des Berliner Landgerichts II gelangte aber zur Verurteilung des Angeklagten in der Annahme, daß eine Täuschungsabsicht zur Anwendung des Gesetzes gar nicht erforderlich sei, daß es vielmehr bloß darauf ankomme, ob die gebrauchte Bezeichnung geeignet erscheine, eine Täuschung hervorzurufen. Dies sei zu bejahen. Der vom Angeklagten angerufene Strafsenat des Kammergerichts erachtete die Auffassung des Vorderrichters für zutreffend und erkannte daher auf Zurückweisung der Revision.

Gemeinnütziges.

Die Rudolf Moßsche Erziehungsanstalt für Knaben und Mädchen zu Wilmsdorf bei Berlin übergibt soeben, nach sechsjährigem Bestehen, ihren dritten Bericht, der die beiden Betriebsjahre vom 1. April 1899 bis 31. März 1901 umfaßt, der Öffentlichkeit. Wir entnehmen ihm folgendes: Die unter Leitung des Direktors Dr. Heinitz stehende Anstalt nimmt Knaben und Mädchen aus gebildeten Familien im Alter von 6 bis 16 Jahren auf. Sie wies zu Beginn des Schuljahres 1901/02 einen Bestand von 99 Zöglingen (50 Knaben und 49 Mädchen) auf. Davon waren 55 evangelisch, drei katholisch und 41 jüdisch. Von den 50 Knaben empfangen acht Unterricht in der mit der Anstalt verbundenen Vorschule, 27 besuchten das Gymnasium, zwei die Realschule und 13 die Volksschule; von den 49 Mädchen besuchten 15 die Vorschule, 26 die höhere Mädchenschule, sechs die Volksschule, und zwei erlernten einen praktischen Beruf. Die Ausgaben der Anstalt betrugen im Jahre 1899/1900 60 673 Mark. Was die Heimat der Zöglinge anlangt, so stammt der weitaus größte Teil aus Preußen, während auf die übrigen deutschen Staaten 14, auf außerdeutsche Länder nur fünf entfallen.

Stiftungen.

Die Maschinenfabrik Henschel u. Sohn in Kassel überwies kürzlich aus Anlaß des Geburtstages der Gattin des Seniors den Pensions- bzw. Invalidenfassen der Beamten und Arbeiter 300 000 Mark.

Preisaus schreiben.

Der Barmer Bürger-Verein (Verkehr-Berein) erläßt ein Preisaus schreiben an die deutsche Künstlergesellschaft zur Beschaffung eines Plakates „Barmer und das Vergische Land“. Für die drei besten Entwürfe sind M. 1500 ausgesetzt (I. Preis M. 800, II. Preis M. 450, III. Preis M. 250) und sollen eventuell weitere geeignete Arbeiten angekauft werden. Programme und Unterlagen versendet auf Anfrage kostenlos der Vorstand (Adresse: Wilh. Hgll, Barmer, Neuerweg 43 II). Ablieferungstermin 25. Februar 1902.

Statistik.

Die Lebensdauer der Frauen. Die Statistik aus den verschiedenen Ländern giebt in Bezug hierauf recht bemerkenswerten Aufschluß. In Deutschland z. B. erreichen von 1000 Geborenen nur 413 Männer, dagegen 500 Frauen das Alter von fünfzig Jahren. In den Vereinigten Staaten giebt es 2583 weibliche gegen 1898 männliche Hundertjährige. In Frankreich sind von 10 Hundertjährigen 7 Frauen und nur 3 Männer. Im übrigen Europa kommen auf je 21 Hundertjährige 16 Frauen. Abgesehen von der größeren Sterblichkeit der Knaben im frühesten Kindesalter, dürfte die auffallende Verschiedenheit der Lebensdauer beider Geschlechter doch wohl nur darauf zurückzuführen sein, daß die Männer im allgemeinen ein weniger geregeltes Leben führen, als die mehr ans Haus gebundenen Frauen.

Miscellen.

Mit wieviel Kraft beißt der Mensch? Diese Frage ist schon früher von Sauer, Rosenthal u. a. beantwortet worden. Sauer stellte (1891) 25 Kilogramm fest, Rosenthal (1895) 40—50 Kilogramm, Blad (1895) stellte 30 bis 270 Pfund, beim Gebrauch künstlicher Zähne 20—30 Pfund, bei partiellen Gebissen 40—80 Pfund fest. Blad läßt jedes Jahr die Kaukraft seiner Studierenden messen und hat nun, 1900, ermittelt, daß die Kraft in seinem Falle geringer ist als 125 Pfund, und daß sie in manchen Fällen 250—300 Pfund erreicht. Für künstliche Zähne bleibt es bei höchstens 40—80 Pfund.

Briefkasten.

R. M. in Köln. So — so! Das hat uns ja sehr interessiert, und sind wir Ihnen recht dankbar für Ihre aufklärende Mitteilung. Dem Mann wird nicht geholfen werden. Beste Grüße! A. d. v. B. in C. Die Verse zeugen von entschiedenem Talent, das aber noch sehr der Schulung bedarf. „Eudmilla“ in J. Zu überschwänglich! „Ein alter Abonnent“ in Memel. Obwohl zu andern verpflichtet, geben wir doch gern und nicht ohne süßes Lächeln, Ihre „Glosse eines Ungehörten“ hier wieder:

Deutsche „Recht“-Schreibung.

Deutsche mühen sich jetzt hoch Deutsch zu reden fein und rein. Wer von Herzen redet deutsch, Wird der beste Deutsche sein. Einmal.

Das ist's, was in diesen bangen Viel geschmähten schlechten Zeiten, Deren Wandel wir verlangen, Doch noch Freude kann bereiten. Daß nun jene Zeit vergangen, Da man fremder Rede pflog, Da man weisend sich betrog, Daß nunmehr mit hellem Staunen Unfre lieben Nachbarn rauen: Deutsche mühen sich jetzt hoch.

Und das soll in unsern Tagen, Und vor Gott und fremden Leuten, Die nach unsern Werten fragen, Ruhm und Ehre uns bedeuten: Daß von uns die Fremden sagen Ob im Rate, ob beim Wein Stets wird ihr Bestreben sein, Wie man auch die Worte drehe, Wie man ihren Sinn verstehe: Deutsch zu reden fein und rein.

Aber, daß, um deutsch zu schreiben, Man auf's neue sucht Schablonen, Dieses heißt doch übertreiben Und wird nicht der Mühe lohnen. Mag es doch beim alten bleiben, Sonst wird unser liebes Deutsch Gar noch leeres Sahgetränk. Müht ihr denn das Volk verwirren? Der wird nie beim Schreiben irren, Wer von Herzen redet deutsch.

Wollt darum doch inne halten, Tore bleiben doch nur Tore. Müht ihr alles neu gestalten, Bis im neuen wir verloren? Laßt es immer nur beim alten. Thoren suchen doch allein Statt zu sammeln, zu zerstreuen. Wollt vorm neuen uns bewahren; Wer am Guten hält, am Wahren, Wird der beste Deutsche sein. „Wilhelma“ in Hannover. Das Richtige ist es; ob es das Beste sein wird, daran zweifeln wir.

„Merkur“ in B. Wenden Sie sich an den deutschen Konsul in Algier, Herrn v. Scharf, oder an Frau Ch. Honor, 70 Rue Rovigo, Algier.

„Lese“ in S. Ein solcher, und zwar nicht unerheblich erweiterter Abdruck von dem bereits in unserm Blatt Gebrachten ist unter dem Titel „Heinrich Hansjakob, aus seinem Leben und Arbeiten“, reich ill. im Verlag von Adolf Bonz u. Co. in Stuttgart erschienen. (Brosch. M. 1.80.)

„Kaufmann“ in O. Die großen Ridel-20-Pfennigstücke werden voraussichtlich nur noch bis zum Jahr 1903 als Zahlungsmittel zugelassen werden, es empfiehlt sich daher, bei Zahlungen an amtliche Stellen diese Münzen einzuliefern.

„A. J.“ in Wien. Darauf haben wir keine Antwort.

„Leonie v. J.“ in R. Ist Pseudonym — das weitere Redaktionsgeheimnis. „Interessent“ in B. Ohne das Abiturientenexamen gemacht zu haben, kann man den philosophischen Dokortitel erwerben an den Universitäten Erlangen, Freiburg, Heidelberg, Marburg,

München, Strassburg, doch bedarf es hierzu eines Fakultätsbeschlusses bzw. einer besonderen Erlaubnis des Kultusministers, sowie des Nachweises, daß man die erforderliche Bildung anderweitig erworben hat. Alle diese Universitäten setzen aber bei dem Bewerber einen mehrjährigen Universitätsbesuch voraus, ganz ohne solchen ist eine Promovierung nicht möglich.

„Adolf K.“ in St. B. Nicht verwendbar.

„J. B.“ in D. Nicht verjährt. „S. J.“ in ? Die Bedingungen für die Aufnahme in die holländische Kolonialarmee sind, insbesondere was Ausländer betrifft, neuerdings mehrfach abgeändert worden; namentlich sollen die Kolonialtruppen möglichst aus Holländern zusammengesetzt sein. Ausgeschlossen ist aber, daß ein Ausländer Offizier in der Kolonialarmee wird, in jedem Falle erfolgt der Eintritt als Gemeiner. Das Hauptverwaltungsamt befindet sich in Hardevorl. Meldung beim holländischen Gesandten ist zwecklos. Wie immer können wir auch heute vor dem Eintritt in eine fremdländische Armee nur dringend warnen.

„Mutter“ in Solingen. Ihren Wünschen paßt sich in geeigneter Weise ein jüngst bei der Schwabacher'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienenes Werkchen an: „Unsere

Söhne“, Ratsschlüsse für ihr äußeres Leben daheim und in der Fremde. (Brosch. M. 2.—) Das treffliche Buch erweist sich als um so wertvoller, da es nicht nur den gefälligen Verkehr und das berufliche Wirken vielseitig erörtert, sondern namentlich auch in Bezug auf Körperpflege und Erhaltung der Gesundheit zweckdienliche Winke und Ratsschlüsse erteilt.

„Abonnent“ in J. Das englische Reich umfaßt mit allen Kolonien zusammen ein Gebiet von 28 132 634 qkm, wovon allerdings 27 818 000 auf den Kolonialbesitz entfallen; Rußland hat eine Gesamtfläche von 24 695 000 qkm (Europa, Asien und Schutzgebiete) von denen 265 000 auf die Schutzgebiete kommen.

„Nichte G.“ in D. Mit Dank angenommen.

„Ulrich Sch.“ in R. B. Ein gutes Glaschen Liqueur bereitet man sich am besten und einfachsten selbst mit Julius Schraders „Liqueur-Patronen“. Sie werden in ca. 90 Sorten hergestellt und geben ein Produkt, das den feinsten Marken gleichkommt. Eine Patrone reicht für 2 1/2 Liter Liqueur und kostet je nach Sorte nur 60 bis 90 Pfennig. Eine hübsche Broschüre mit Vorschriften ist gratis und franko durch Julius Schrader in Feuerbach-Stuttgart zu beziehen. J. L. in J. Papiertorb.

Unübertroffen bei
Husten
und
Heiserkeit
sind



Géraudel
Pastillen

Zu haben in den Apotheken.

R. Norw. Theor. gerein. n. Spezialverf. milligr. 25. Exipient. genög. Quantum um Pastille v. 50 centigr. Kunstgem. herzustellen.

SIRIS

Wohlschmeckender, kräftiger, ausgiebiger,
dabei nur halb so teuer wie der amerikan.
Fleischextract ist Siris.
Probierstäbchen nur 25 Pf.
Siris Gesellschaft, G. m. b. H. Frankfurt a. M.



Beliebte Badeapparate sind heizbare Badestühle, Zimmer-Dampfschwitz-Apparate, Zirkulations-Badeinrichtungen u. leicht transportable Normal-Badewannen neuester Konstruktion. Illustrierte Preislisten kostenfrei. Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäuser Berlin 146, Köpenicker Landstr. 24.

Berein Victoriahaus für Krankenpflege. Jungfrauen höherer Bildung im Alter von 20—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und später eine gesicherte Lebensstellung. Meldungen an die Oberin, Frau Victoria Gerwinns, Berlin N.O., Landsberger Allee 19—20.

Reform-Werkmeisterschule Masch. Elektr. • • • Apolda. • • • Chem. Indust.

Julius Körner & Co., Pegau i. Sa. 21.

Liefern die besten und billigsten Tuche und Bockskins in nur guten, haltbaren Qualitäten direkt an Private

2 1/2 Mr. gewirkt. Bockskin für	5, 25 Mk.
2 Mr. modern. Bockskin für	10, 50 Mk.
2 Mr. Chamois-schwarz, blau, braun für	3, 60 Mk.
2 Mr. hochfein Kammer für	18, 90 Mk.

Grossartige Musterkollektion aller Arten Herrenstoffe sofort franko zu Diensten.

Buchführung
lehrt mündl. und briefl. gegen Raten Handels-Lehrinstitut Morgenstern, Magdeburg, Jakobsstrasse 37. Prosp. u. Probierbriefe grat. u. franco.

Zauber-
und Reklambilder-Apparate für Künstler und Disfektanten. Preisliste gratis fr. Wilh. Rothge, Magdeburg, Jacobstr. 7.

Eiserne Bettstellen
von 17. — an für Kinder und Erwachsene auch beste Stahlrohr Matratzen kauft man am besten u. billigsten direct von der
Catalog gratis.
Hammonia Fahrrad-Fabrik & Metallwaaren-Manufaktur von A. H. Ueltzen in Hamburg.

Prof. Dr. **Soxhlet's** Neue **Kinder-Nährmittel**
rationellste Zusätze zur Kuhmilch.
Nährzucker,
reine Dextrinmaltose mit Verdauungssalzen; ohne Abführwirkung.
Verbesserte Liebigsuppe in Pulverform.
In Apotheken, Drogerien, Kolonialwarenhandlungen.
Die Büchse, 1/2 Kilo Inhalt, 1 Mark 50 oder ab Fabrik 6 Büchsen franco gegen Postnachnahme 9 Mark.
Nährmittelfabrik München G. m. b. H. in Pasing.

Goldene Medaillen Paris 1900, Brüssel 1896, Weltberühmt.
Joh. André Sebald's Haartinktur.
Von Aerzten allgemein empfohlen gegen Haarausfall, Schuppen, kreisförmige Kahlheit (alopecia areata) und frühes Ergrauen der Haare. 1/2 Fl. 2.50, 1/2 Fl. 5.— Mk. Versandt frei. Tropicoll mit äytl. Haugen überliebt an Jedermann gratis und liegt jedem Flacon bei. Garantie für Erfolg. Direkter Versand durch Joh. André Sebald, Hildesheim 4.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Ein neues Werk von Tony Schumacher.
Spaziergänge ins Alltagsleben.
Plaudereien von **Tony Schumacher.**
Elegant gebunden M. 4.—
Mit der ihr eigenen Herzenswärme und Gemüthsstärke versteht es die Verfasserin auch in ihrem neuen Buche wiederum, von Anfang bis zum Schluss zu fesseln. Sie rührt, und sie macht lachen, sie rüttelt auf und weist dann auf einfache, kleine Wege im praktischen und im Seelenleben. Dabei läuft so viel Humor und Lebenserfahrung mit unter, daß das Buch nicht nur erwärmt, sondern auch erfrischt und der Lese, neben allem Ernst, gepackt von der Natürlichkeit, immer wieder ausruhen wird: Ja, gerade so ist's, und gerade so hab' ich's selber schon erlebt!
Ein reizendes Buch, für jedes Alter und jede Lebenslage passend.
Von derselben Verfasserin erschienen früher in unserem Verlage:
Vom Schulmädchen bis zur Grossmutter. Plaudereien von Tony Schumacher. 3. Auflage. In Weinwand gebunden M. 4.—, in Leinwand gebunden M. 5.—
Was ich als Kind erlebt. Von Tony Schumacher. 4. Tausend. Elegante gebunden M. 5.—
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Eingesandt!
Nicht überall ist ein gutes Glaschen Liqueur zu haben u. wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit u. von Jedermann die feinsten Tafelliqueure, wie Chartreuse, Benedictine, Curacao etc. selbst bereiten, u. zwar auf einfachste u. billigste Weise u. in einer Qualität, die den allerbesten Marken gleichkommt. Es geschieht dies mit Jul. Schraders Liqueur-Patronen, welche für ca. 90 Sorten Liqueur von der Firma Julius Schrader in Feuerbach b. Stuttgart bereitete werden. Jede Patrone giebt 2 1/2 Liter des betreffenden Liqueurs u. kostet je nach Sorte nur 60—90 Pf. Man lasse sich von genannter Firma gratis u. franco Prospekte kommen.

Neue einbändige Ausgabe.
Ludwig Uhlands sämtliche Werke.
Mit einer litterarisch-biographischen Einleitung von Ludwig Holthof und dem Bildnis des Dichters.
Ein Band von ca. 1200 Seiten Lexikon-Ottav. Elegante gebunden **nur 4 Mark.**
Feine Ausgabe auf stärkerem Papier; Geheftet M. 8.—, in elegantem Halbfranzband M. 10.—
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
In dieser neuen Ausgabe wird dem deutschen Volke zum erstenmal alles das geboten, was an dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten der Feder Uhlands entfloßen ist. Sie enthält demgemäß auch die gesamten „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“, die bekanntlich vollständig nicht mehr zu haben sind. Für den ungemein billigen Preis von 4 Mark werden hier nicht nur die dichterischen Werke Uhlands, sondern auch seine wissenschaftlichen Schriften (die Original-Ausgabe davon hatte es M. gefordert) geboten.

In einbändigen Ausgaben erschienen früher in unserm Verlage:
Goethes Werke. Herausgegeben von Heinrich Ditzler. Elegante gebunden **nur 4 Mark.**
Schillers Werke. Herausgegeben von J. G. Fischer. Elegante gebunden **nur 3 Mark.**
Shakespeares dramatische Werke. Im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben von Wilh. Oechelhäuser. Elegante gebunden **nur 3 Mark.**
Heinrich Heines sämtliche Werke. Mit einem biographischen litterarisch-geschichtlichen Geleitwort von Ludwig Holthof. Elegante gebunden **nur 3 Mark.**
Hauffs Werke. Herausgegeben von Dr. César Fleischmann. Elegante gebunden **nur 3 Mark.**
Lessings Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Ludwig Holthof. Elegante gebunden **nur 3 Mark.**

